



Leseprobe

Tom Clancy

Command Authority

Kampf um die Krim - Thriller

"Seine Krimis sind der Wirklichkeit oft näher als der Fiktion." *Süddeutsche Zeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 864

Erscheinungstermin: 08. Februar 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Das Buch

Der russische Präsident Wolodin droht mit der militärischen Annexion Estlands, der Ukraine und anderer ehemaliger Staaten der UdSSR. Bei seinem Plan unterstützt ihn der erstarkte Inlandsgeheimdienst FSB, Nachfolger des KGB. In Estland kann die Invasion mit einem NATO-Einsatz schnell gestoppt werden, während die Ukraine zum nächsten Pulverfass wird. US-Präsident Jack Ryan sen. hat in diesem wiedererwachten Kalten Krieg alle Hände voll zu tun, die Situation zu entschärfen, und wo sie ihm gebunden sind, kommen seine klandestin operierenden Gefährten zum Einsatz: John Clark, die Mannen des Campus und sein Sohn Jack Ryan jun.

Command Authority – Kampf um die Krim ist ein hochaktueller, actionreicher Jack-Ryan-Roman, in dem Tom Clancy derzeitige weltpolitische Entwicklungen frappierend präzise vorhergesehen hat.

Der Autor

Tom Clancy, geboren 1948, hatte mit seinem ersten Thriller, *Jagd auf Roter Oktober*, auf Anhieb internationalen Erfolg. Aufgrund seiner gut recherchierten, überaus realistischen Szenarien wurde der Autor nach den Anschlägen vom 11. September von der amerikanischen Regierung als spezieller Berater hinzugezogen. Tom Clancy starb im Oktober 2013.

Im Anhang findet sich ein ausführliches Werkverzeichnis des Autors.

TOM CLANCY

UND
MARK GREANEY

COMMAND AUTHORITY KAMPF UM DIE KRIM

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Michael Bayer

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe COMMAND AUTHORITY erschien bei
G. P. Putnam's Sons, New York

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC®N001967

4. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 03/2016

Copyright © 2013 by Rubicon, Inc.

Copyright © 2014 der deutschen Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: © Nele Schütz Design, München

unter Verwendung von shutterstock/inrrii

Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-41913-1

www.heyne.de

Hauptpersonen

Regierung der Vereinigten Staaten

JOHN PATRICK »JACK« RYAN: Präsident der Vereinigten Staaten

DAN MURRAY: Justizminister der Vereinigten Staaten

ARNOLD VAN DAMM: Stabschef des Präsidenten

ROBERT BURGESS: Verteidigungsminister

SCOTT ADLER: Außenminister

MARY PATRICIA FOLEY: Direktorin der Nationalen Nachrichtendienste

JAY CANFIELD: Direktor der Central Intelligence Agency (CIA)

ADMIRAL JAMES GREER: Director of Intelligence, Central Intelligence Agency

JUDGE ARTHUR MOORE: Direktor der Central Intelligence Agency

KEITH BIXBY: Stationsleiter in Kiew, Ukraine, Central Intelligence Agency

Militär der Vereinigten Staaten

ADMIRAL MARK JORGENSEN: Vorsitzender der
Vereinigten Stabschefs

ERIC CONWAY: Chief Warrant Officer Two, US-Armee,
Pilot eines OH-58D-Kiowa-Warrior-Kampf-
hubschraubers

ANDRE »DRE« PAGE: Chief Warrant Officer Two,
US-Armee, Kopilot eines OH-58D-Kiowa-Warrior-
Kampfhubschraubers

BARRY »MIDAS« JANKOWSKI: Oberstleutnant,
US-Armee, 1st Special Forces Operational
Detachment, Delta

HARRIS »GRUNGY« COLE: Hauptmann, US-Luftwaffe,
F-16-Pilot

Der Campus/Hendley Associates

GERRY HENDLEY: Direktor von Hendley Associates/
Direktor des Campus

JOHN CLARK: Außenagent

DOMINGO »DING« CHAVEZ: Außenagent

DOMINIC »DOM« CARUSO: Außenagent

SAM DRISCOLL: Außenagent

JACK RYAN JR.: Außenagent/Analyst

GAVIN BIERY: Leiter der Abteilung für Informations-
technologie

ADARA SHERMAN: Leiterin der Transportabteilung

Die Briten

SIR BASIL CHARLESTON: Generaldirektor des Secret Intelligence Service (MI6)

ANTHONY HALDANE: Internationaler Finanzier, ehemals beim Foreign Office (Außenministerium des Vereinigten Königreichs)

VICTOR OXLEY alias BEDROCK: Offizier des 22nd Special Air Service Regiment, British Security Service (MI5)

DAVID PENRIGHT: Offizier des SIS (MI6)

NICHOLAS EASTLING: Offizier des SIS, Counterintelligence Service (Spionageabwehrabteilung)

HUGH CASTOR: Geschäftsführender Direktor, Castor & Boyle Risk Analytics Ltd.

SANDY LAMONT: Leitender Wirtschaftsanalytiker, Castor & Boyle Risk Analytics Ltd.

Die Russen/Die Ukrainer

WALERIJ WOLODIN: Präsident der Russischen Föderation

ROMAN TALANOW: Direktor des Inlandsgeheimdienstes der Russischen Föderation FSB

STANISLAW BIRJUKOW: Direktor des Auslandsgeheimdienstes der Russischen Föderation SWR

SERGEJ GOLOWKO: ehemaliger Direktor des Auslandsgeheimdienstes der Russischen Föderation SWR

OKSANA ZUJEWA: Vorsitzende der Ukrainischen Regionalen Einheitspartei

TATJANA MOLCHANOWA: Nachrichtenmoderatorin
des Senders Nowaja Rossija (Neues Russland)
DMITRIJ NESTEROW alias GLEB DIE NARBE:
Wory w sakonje (»Dieb-im-Gesetz«), Anführer der
Verbrechensorganisation »Sieben Starke Männer«
PAWEL LETSCHKOW: Mitglied der Verbrechens-
organisation »Sieben Starke Männer«

Weitere Personen

CAROLINE »CATHY« RYAN: First Lady der Vereinigten
Staaten
EDWARD FOLEY: Ehemann von Mary Pat Foley,
ehemaliger Direktor der Central Intelligence Agency
DINO KADIĆ: Kroatischer Auftragsmörder
FELICIA RODRÍGUEZ: Venezolanische
Universitätsstudentin
MARTA SCHEURING: »Kämpferin« der Roten Armee
Fraktion (RAF)
MALCOLM GALBRAITH: Schottischer Unternehmer,
Eigentümer der Ölfirma Galbraith Rossiya Energy
Holdings

Prolog

Die rote Fahne der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken wehte unter einem grauen Regenhimmel hoch über dem Kreml. Der junge Hauptmann auf dem Rücksitz des Taxis, das gerade quer über den Roten Platz rollte, nahm dieses Bild tief in sich auf.

Der Anblick dieser Fahne über dem Machtzentrum des größten Landes der Welt erfüllte den Hauptmann auf gewisse Weise mit Stolz, obwohl er sich in Moskau trotzdem niemals richtig heimisch fühlen würde. Er war zwar gebürtiger Russe, hatte jedoch die letzten Jahre im Ausland gekämpft, nämlich in Afghanistan. Die einzigen Sowjetflaggen, die er dort gesehen hatte, waren auf den Ärmeln seiner Mitsoldaten aufgenäht gewesen.

Sein Taxi setzte ihn nur zwei Blocks vom Platz entfernt an der Nordseite des riesigen Kaufhauses GUM ab. Er vergewisserte sich noch einmal, dass das triste graue Bürogebäude vor ihm tatsächlich die richtige Hausnummer hatte, zahlte den Fahrpreis und trat in den Nachmittagsregen hinaus.

Die Lobby des Gebäudes war klein und unansehnlich. Ein einzelner Wachmann beäugte ihn nur kurz, als er sich seine Dienstmütze unter den Arm klemmte und eine schmale Treppe hinaufstieg, die zu einer ungekennzeichneten Tür im ersten Stock führte.

Der Hauptmann blieb vor ihr stehen, strich seine Uniform glatt und fuhr mit der Hand noch einmal über seine

Ordensreihen, um sicherzustellen, dass sie auch absolut gerade ausgerichtet waren. Erst danach klopfte er an die Tür.

»Wchoditje!« Herein!

Der junge Hauptmann betrat das kleine Büro und zog die Tür hinter sich zu. Mit der Dienstmütze in der Hand trat er vor den einzigen Schreibtisch in diesem Raum und nahm Haltung an.

»Hauptmann Roman Romanowitsch Talanow meldet sich wie befohlen.«

Der Mann hinter dem Schreibtisch sah so aus, als ob er noch nicht einmal dreißig Jahre alt wäre, was Hauptmann Talanow in hohem Maße überraschte. Immerhin war er zu einem »höheren KGB-Offizier« befohlen worden. Und deshalb hatte er auch ganz gewiss niemand seines eigenen Alters erwartet. Der Mann trug Anzug und Krawatte, er war klein und dünn und wirkte alles andere als sportlich. Der russische Soldat war sich sicher, dass sein Gegenüber keinen einzigen Tag seines Lebens im Militärdienst verbracht hatte.

Natürlich ließ sich Talanow nicht anmerken, dass er enttäuscht war. Für ihn teilten sich wie für jeden Militär die KGB-Angehörigen in zwei Klassen auf: die *Sapogi* und die *Pidschaki*, die »Schaftstiefel« und die »Anzugjacken«. Der junge Mann vor ihm war vielleicht tatsächlich ein hochrangiger Geheimdienstmann, aber für einen Soldaten war er nur ein Zivilist. Ein Anzugträger.

Der Mann stand auf, ging um seinen Schreibtisch herum und setzte sich auf dessen Kante. Seine lässige, leicht gebeugte Statur war das genaue Gegenteil der kerzengeraden Körperhaltung des Offiziers, der jetzt direkt vor ihm stand.

Ohne seinen Namen zu nennen, begann der KGB-Mann zu sprechen. »Sie sind gerade aus Afghanistan zurückgekehrt.«

»Jawohl, Genosse.«

»Ich werde Sie nicht fragen, wie es dort gewesen ist, weil ich das sowieso nicht verstehen würde, was Sie dann wahrscheinlich nur verärgern würde.«

Der Hauptmann stand regungslos da wie ein Stein.

Der Anzugträger fuhr fort: »Sie sind ein GRU-Speznas. Sie haben in Afghanistan hinter den gegnerischen Linien operiert. Sie sind sogar über die Grenze nach Pakistan eingeschickert.«

Dies war keine Frage, deshalb gab der Hauptmann auch keine Antwort.

Mit einem Lächeln lehnte sich der Mann auf seinem Schreibtisch zurück und sagte: »Selbst unter den Mitgliedern dieser Elitetruppe des Militärgeheimdienstes gibt es keinen Besseren als Sie. Intelligenz, Widerstandsfähigkeit, Eigeninitiative.« Er zwinkerte Talanow zu. »Loyalität.«

Talanow fixierte mit seinen blauen Augen einen imaginären Punkt an der Wand hinter dem Schreibtisch, wodurch er dieses Zwinkern überhaupt nicht mitbekam. Als Antwort gab er mit lauter, kraftvoller Stimme das wohleingübte Mantra von sich, das von einem Soldaten wie ihm in einer solchen Situation erwartet wurde: »Ich diene der Sowjetunion.«

Der Anzugträger verdrehte leicht die Augen, was Talanow jedoch ebenfalls entging. »Stehen Sie bequem, Hauptmann. Schauen Sie *mich* an und nicht die Wand. Ich bin nicht Ihr Kommandeur. Ich bin nur ein Genosse, der ein Gespräch mit einem anderen Genossen und nicht mit einem verdammten Roboter führen möchte.«

Talanow blieb weiterhin in Habtachtstellung, richtete jedoch die Augen ab jetzt auf den KGB-Mann.

»Sie wurden in der Ukraine geboren, in Cherson, aber Ihre Eltern waren Russen.«

»Jawohl, Genosse.«

»Ich selbst stamme aus Leningrad, aber ich habe meine Ferien immer bei meiner Großmutter in Odessa verbracht. Das ist ja nicht weit von Ihrem Herkunftsort entfernt.«

»Jawohl, Genosse.«

Der Anzugträger stieß einen leichten Seufzer aus. Offensichtlich begann ihn allmählich die Zugeknöpftheit des Speznas-Soldaten zu frustrieren. »Sind Sie auf die Orden stolz, die Sie auf Ihrer Brust tragen?«, fragte er plötzlich.

Auf Talanows Gesicht war zum ersten Mal der Anflug eines Gefühls zu erkennen. Allerdings handelte es sich dabei um eine gewisse unschlüssige Verwirrung. Er wusste anscheinend nicht, wie er jetzt reagieren sollte. »Ich ... Sie sind ... Ich diene ...«

»Sie dienen der Sowjetunion. *Da*, Hauptmann, zur Kenntnis genommen. Was würden Sie jedoch sagen, wenn ich Ihnen befehlen würde, diese Orden abzunehmen und sie niemals wieder anzulegen?«

»Ich verstehe nicht, Genosse.«

»Wir haben Ihre Karriere sehr genau verfolgt, vor allem die Operationen, die Sie hinter den feindlichen Linien durchgeführt haben. Und wir haben jeden Aspekt Ihres Privatlebens gründlich durchleuchtet, wobei dies nur wenig Aufwand erforderte, da Sie ja kaum ein Privatleben haben. Aus alledem gelangten wir zu dem Schluss, dass Sie weniger am Wohl der Kommunistischen Partei als an der Arbeit selbst interessiert sind. Sie, mein lieber Hauptmann, haben ein fast krankhaftes Bedürfnis, immer und überall der Beste zu sein. Wir haben bei Ihnen jedoch keine besondere Leidenschaft für die Freuden des Kollektivs oder irgendeine Begeisterung für die Planwirtschaft entdecken können.«

Talanow blieb still. Sollte hier seine Loyalität gegenüber der Partei überprüft werden?

Der Anzugträger sprach unbeirrt weiter. »General-

sekretär Tschernenko wird in ein paar Monaten sterben. Vielleicht hat er auch nur noch ein paar Wochen vor sich.«

Jetzt zuckte Hauptmann Talanow doch noch mit der Wimper. *Was soll dieses verrückte Gerede?* Wenn jemand draußen im Feld in Afghanistan so etwas im Beisein eines KGB-Manns geäußert hätte, wäre er sofort aus dem Verkehr gezogen worden und auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

»Glauben Sie mir, das ist die Wahrheit«, fuhr der Anzugträger fort. »Sie halten ihn vor der Öffentlichkeit versteckt, weil er inzwischen im Rollstuhl sitzt und die meiste Zeit in Kunzewo im Kreml-Krankenhaus verbringt. Herz, Lunge, Leber, nichts funktioniert mehr bei dem alten Bastard. Gorbatschow wird ihm als Generalsekretär nachfolgen. Auch Sie haben bestimmt bereits gehört, dass er der nächste Parteichef sein wird. Selbst in den Gebirgshöhlen von Afghanistan dürfte dies inzwischen allgemein bekannt sein.«

Der junge Offizier zeigte keinerlei Regung.

»Sie fragen sich wohl, woher ich das weiß?«

»Da, Genosse«, erwiderte Talanow langsam. »Das frage ich mich wirklich.«

»Ich habe das alles von Leuten erfahren, die sich große Sorgen machen. Sorgen über die Zukunft und Sorgen darüber, wohin Gorbatschow die Union letzten Endes führen wird. Sorgen darüber, wohin Reagan den Westen führen wird. Sie sorgen sich, dass alles über uns zusammenstürzen könnte.«

Ein paar Sekunden lang herrschte in dem Raum völliges Schweigen. Schließlich fuhr die KGB-»Anzugjacke« fort: »Das alles klingt ziemlich unwahrscheinlich, ich weiß. Aber ich kann Ihnen versichern, dass es tatsächlich Grund zur Besorgnis gibt.«

Jetzt hielt es Talanow nicht länger aus. Er musste wissen,

was hier eigentlich gespielt wurde. »General Solotow hat mir befohlen, mich heute hier einzufinden. Er erklärte mir, ich sei für ein Spezialprojekt des KGB vorgesehen.«

»Mischa Solotow wusste genau, was er tat, als er Sie zu mir schickte.«

»Sie *arbeiten* doch für den KGB, oder?«

»So ist es, das tue ich tatsächlich. Vor allem arbeite ich jedoch für eine Gruppe von Überlebenden. Für Männer des KGB und der GRU, für Männer, die genau wissen, dass von einem Fortbestand unserer Organisationen das Überleben unserer Nation, unseres Volkes abhängt. Es ist nicht der Kreml, der unsere Nation führt. Die eigentliche Führung unserer Nation sitzt in einem gewissen Gebäude am Dserschinski-Platz.«

»Das KGB-Gebäude, die Lubjanka?«

»Da. Und von besagten Leuten habe ich den Auftrag erhalten, dieses Gebäude und nicht etwa die Kommunistische Partei zu schützen.«

»Und General Solotow?«

Die Anzugjacke lächelte. »Er ist Mitglied unseres Klubs. Ich habe ja bereits erwähnt, dass sich einige GRU-Leute unserer Sache angeschlossen haben.«

Der Anzugträger stellte sich jetzt direkt vor den Speznas-Offizier. Sein Gesicht war nur noch Zentimeter von Roman Talanows kantigen Backenknochen entfernt. In einer Stimme, die kaum lauter war als ein Flüstern, erklärte er ihm: »Wenn ich Sie wäre, würde ich mich jetzt fragen: ›Was zum Teufel geht hier vor? Ich dachte, ich sollte vom KGB angeworben werden, aber stattdessen treffe ich einen Verrückten, der mir vom bevorstehenden Tod des Generalsekretärs erzählt und die Möglichkeit eines Zusammenbruchs der Sowjetunion andeutet.««

Talanow schaute ihm direkt ins Gesicht und straffte die Schultern. »Jedes Wort, das Sie hier sagen, Genosse, erfüllt den Tatbestand des Hochverrats.«

»Das stimmt, aber da es in diesem Raum keine Aufzeichnungsgeräte gibt, müssten Sie schon persönlich als Zeuge gegen mich aussagen. Das wäre jedoch nicht besonders klug, Hauptmann Talanow, da diese ›Überlebenden‹, von denen ich gesprochen habe, in den höchsten Rängen sitzen und mich schützen würden. Was sie in einem solchen Fall mit Ihnen anstellen würden, möchte ich mir lieber gar nicht näher ausmalen.«

Talanow fixierte jetzt erneut die Wand. »Also ... ich soll dem KGB beitreten, ohne jedoch für ihn tätig zu werden. Stattdessen soll ich ab jetzt für diese hochrangigen Führungspersönlichkeiten arbeiten.«

»Genauso ist es, Roman Romanowitsch.«

»Was genau soll ich denn für sie tun?«

»Dasselbe, was Sie in Kabul, Peschawar, Kandahar und Islamabad getan haben.«

»Nasse Sachen‹, also Attentate, Tötungen und ähnliche Einsätze?«

»Ja. Sie werden die Sicherheit unserer Organisation gewährleisten, damit diese alle Wandlungen übersteht, denen die Sowjetunion in den nächsten Jahren ausgesetzt sein wird. Im Gegenzug werden wir Sie schützen, wie auch immer die Zukunft der Union aussieht.«

»Ich ... ich verstehe immer noch nicht, was Ihrer Meinung nach in Zukunft geschehen wird.«

»Haben Sie mir nicht zugehört? Es geht doch nicht darum, was *ich* denke. Wie zum Teufel sollte *ich* diese Zukunft kennen? Es ist so, Talanow. Die UdSSR ist ein riesiges Schiff und Sie und ich sind zwei seiner Passagiere. Wir sitzen auf dem Promenadendeck, glauben, dass alles perfekt funktioniert, aber dann. Warten Sie ...«

Der KGB-Mann bewegte sich auf eine dramatische Weise durch das Zimmer, als ob er Schauspieler in einem Theaterstück wäre.

»Ja, was ist denn das? Einige von unseren besten Schiffs-

offizieren bereiten sich offensichtlich gerade darauf vor, das Schiff zu verlassen!«

Er stellte sich wieder direkt vor Talanow. »Ich sehe vielleicht den Eisberg nicht, auf den wir gerade zusteuern, aber wenn sich die Führungsmannschaft plötzlich für die Rettungsboote interessiert, bin ich klug genug, daraus meine Schlüsse zu ziehen.

Und jetzt habe ich sogar den Auftrag bekommen, die Funktionsfähigkeit dieses Rettungsboots zu gewährleisten. Die Schiffsoffiziere haben mir damit eine große Verantwortung übertragen.« Der Anzugträger grinste. »Werden Sie mir helfen, auf dieses Rettungsboot aufzupassen?«

Hauptmann Talanow war ein geradliniger Mann. Diese Metaphern gingen ihm allmählich gehörig auf den Geist. »Dieses Rettungsboot. Was soll das denn sein?«

Die Anzugjacke zuckte mit ihren schwächtigen Schultern. »Geld. Es ist einfach nur eine Menge Geld. Wir werden überall auf der Welt schwarze Konten einrichten. Das ist meine spezielle Aufgabe. Sie werden mir helfen, dieses Geld vor allen Bedrohungen innerhalb und außerhalb der Sowjetunion zu schützen. Es ist eigentlich ein ganz einfacher Auftrag, der meiner Meinung nach in ein paar Jahren erledigt sein wird. Bis dahin wird er jedoch unser beider ganze Anstrengung erfordern.«

Der Anzugträger ging zu einem kleinen Kühlschrank hinüber, der zwischen zwei Bücherregalen an der Wand stand. Er holte eine Flasche Wodka heraus, kehrte mit ihr und zwei langstieligen Schnapsgläsern zu seinem Schreibtisch zurück und füllte sie dort bis zum Rand.

Während dieser ganzen Zeit schaute ihm Hauptmann Roman Talanow zu, ohne ein einziges Wort zu sagen.

»Trinken wir zur Feier des Tages ein kleines Gläschen.«

Talanow runzelte die Stirn. »Haben wir denn etwas zu feiern? Ich habe noch nicht zugesagt, Genosse.«

»Stimmt, das haben Sie nicht.« Der Anzugträger lächelte

und überreichte dem verwirrten Militär eines der beiden Gläser. »*Noch* nicht. Aber Sie werden schon bald einwilligen, denn Sie und ich haben etwas gemeinsam.«

»Wir haben etwas gemeinsam?«

Der Anzugträger prostete Talanow zu. »Ja. Wie die führenden Persönlichkeiten, die diesen Plan entwickelt haben, gehören Sie und ich beide zu den Überlebenden.«

GEGENWART

Der schwarze Bronco brauste durch den Sturm, und seine Reifen schleuderten Schlamm, Wasser und Kies in die Höhe, als er die Schotterstraße entlangraste. Der Regen prasselte dermaßen auf die Windschutzscheibe ein, dass die Scheibenwischer nicht mehr mit ihm fertigwurden.

Bei einer Geschwindigkeit von hundert Stundenkilometern öffneten sich plötzlich die Hintertüren des Geländewagens, und auf beiden Seiten kletterten zwei bewaffnete Männer in den Regen hinaus. Sie stellten sich aufs Trittbrett und hielten sich mit ihren behandschuhten Händen am Türrahmen fest. Ihre Augen wurden zwar durch große Schutzbrillen gegen den Schlamm, die herumfliegenden Steine und das Wasser geschützt, aber ihre schwarzen Nomex-Anzüge waren wie der Rest ihrer Ausrüstung nach ein paar Sekunden nass und voller Schlamm. Sie trugen Helme mit integrierten Headsets, Ballistikschutzplatten auf Brust und Rücken, Knie- und Ellbogenschützer und Magazintaschen. Als sich der Bronco einer Hütte näherte, die mitten auf einer vom Regen aufgeweichten Wiese stand, waren sie endgültig völlig durchnässt und schlammverschmiert.

Das Fahrzeug bremste stark ab und kam nur sechs Meter vor der Hüttentür zum Stehen. Die zwei Männer sprangen von den Trittbrettern herunter und rannten zum Gebäude hinüber. Dabei hielten sie ihre Waffen im Anschlag

und suchten die umliegenden Bäume nach irgendwelchen gegnerischen Zielen ab. Jetzt stieg auch der Fahrer des Broncos aus. Wie die beiden anderen war er mit einer HK MP5 ausgerüstet, einer Maschinenpistole der deutschen Firma Heckler & Koch, auf deren Laufmündung ein dicker Schalldämpfer aufgeschraubt war.

Die drei Männer blieben eng zusammengedrängt vor der Eingangstür stehen. Der Vorderste drückte die Klinke nach unten.

Die Tür war verschlossen.

Der hinterste Mann, der Fahrer, trat jetzt nach vorn, ohne ein einziges Wort zu sagen. Er ließ seine HK vor der Brust baumeln, griff nach hinten und zog aus seinem Sturmgepäck eine Schrotflinte mit Pistolengriff heraus. Die Waffe war mit Disintegrator-Geschossen geladen, und zwar mit 76 Millimeter langen Magnum-Patronen mit 50-Gramm-Projektilen, die aus Stahlpulver bestanden, das in Plastik gebunden war.

Der Bewaffnete hielt die Mündung des Flintenlaufs fünfzehn Zentimeter von der oberen Türangel entfernt und feuerte ein Disintegrator-Geschoss genau in dieses Scharnier. Es gab einen gewaltigen Knall, und eine weiße Stichflamme blendete kurzzeitig die Augen der Männer, als das Stahlpulver in das Holz einschlug und das Scharnier aus dem Türrahmen riss.

Danach jagte er ein zweites Geschoss in die untere Angel und trat gegen die Tür, die krachend in den dahinterliegenden Raum fiel.

Der Flintenschütze trat zur Seite, und die beiden anderen Männer stürmten mit ihren Automatikwaffen im Anschlag ins Innere der Hütte, in der es außer den Lichtstrahlen der beiden Waffenleuchten stockdunkel war. Der Fahrer verstaute die Flinte, griff sich seine HK und eilte seinen Kameraden hinterher.

Jeder Mann sicherte sofort höchst effizient seinen vor-

herbestimmten Sektor. Nach drei Sekunden rückten sie in einen kleinen Gang vor, der in den hinteren Teil der Hütte führte.

Auf beiden Seiten des Ganges sahen sie jeweils eine offene Tür, während die Tür an dessen Ende geschlossen war. Der vorderste Mann huschte durch die linke Tür, und der Nächste in der Reihe betrat den rechts gelegenen Raum. Beide Männer trafen dort auf Ziele, die sie durch gezielte Schüsse ausschalteten, deren Knalle trotz Schalldämpfern in der kleinen Hütte laut widerhallten.

Währenddessen richtete der dritte Mann seine Waffe auf die Tür am Ende des Ganges. Er war sich jedoch bewusst, dass er gegenüber einem Eindringling von außen, der sich ihm in diesem Moment von hinten nähern würde, völlig ungeschützt war.

Seine Kameraden kehrten deshalb sofort in den Flur zurück und zielten auf die geschlossene Tür, während er selbst sich blitzschnell umdrehte, um den Eingangsbereich der Hütte zu sichern. Eine Sekunde später traten sie an die verschlossene Tür heran. Erneut drängten sie sich eng zusammen, während der erste Mann so leise wie möglich die Klinke herunterdrückte.

Als er merkte, dass sie nicht abgeschlossen war, beugten sich alle drei leicht nach vorn und stürmten gemeinsam in den Raum hinein. Dort beleuchteten sie mit ihren Waffenlampen ihre im Voraus festgelegten Sektoren.

Im Zentrum dieses dunklen Zimmers fanden sie ihre wertvolle »Beute«. Dort saß auf einem Stuhl ihr alter Waffenkamerad John Clark. Er hielt die Hände im Schoß und blinzelte direkt in die hellen Lampen hinein. Doch Achtung! Einen halben Meter rechts und links von ihm erhellten die Taktischen Lichter plötzlich zwei stehende Gestalten. Außerdem war hinter Clarks Kopf teilweise das Gesicht eines dritten Mannes zu sehen.

Die drei Schützen an der Tür – Domingo Chavez, Sam

Driscoll und Dominic Caruso – feuerten alle gleichzeitig. Kurze Feuerstöße knatterten durch den Raum, aus den Mündungen sprühten kleine Blitze, und dem Pulverdampf gelang es sogar, den Modergeruch in dieser Hütte zu überdecken.

John Clark rührte sich nicht, als die Kugeln dicht neben ihm in die drei Gestalten einschlugen. Er blinzelte nicht einmal mit den Augen.

Auf der Stirn der Zielpersonen waren jetzt hässliche Löcher zu sehen, aber die Gestalten fielen nicht zu Boden. In Wirklichkeit waren es nur Holzständer, auf die man die fotorealistischen Abbildungen bewaffneter Männer geklebt hatte.

In aller Eile huschten die Taktischen Lichter durch den Rest des Zimmers. Tatsächlich standen in einer Ecke nebeneinander noch eine vierte und fünfte Zielscheibe. Der linke Holzständer trug das Bild eines Mannes, der einen Bombenzünder in der Hand hielt.

Ding Chavez schaltete ihn mit einem Doppelschuss in die Stirn aus.

Ein zweites Waffenlicht schwenkte jetzt zu dieser Ecke hinüber und beleuchtete die Darstellung einer hübschen jungen Frau, die auf ihrem rechten Arm einen Säugling trug. In ihrer nach unten hängenden Linken, die sie teilweise hinter einem Bein verborgen hatte, hielt sie jedoch ein langes Küchenmesser.

Ohne einen einzigen Augenblick zu zögern, schoss Dom Caruso der weiblichen Zielattrappe in die Stirn.

Sekunden später war von der anderen Seite des Raums ein lauter Ruf zu hören.

»Sauber.« Es war Driscoll.

»Sauber«, wiederholte Caruso.

»Alles sauber!«, bestätigte Ding.

John Clark stand von seinem Stuhl in der Mitte des Zimmers auf und musste sich erst einmal die Augen reiben,

nachdem er das volle Licht der drei Zweihundert-Lumen-Waffenleuchten abbekommen hatte. »Waffen sichern!«

Die drei Schützen stellten den Sicherungshebel mit dem Daumen auf »S« und ließen ihre MP danach an der Brust herunterhängen.

Gemeinsam überprüften die vier Männer die Einschusslöcher auf den fünf Zielscheiben und schauten sich danach die Schussergebnisse in den Seitenzimmern des Gangs an. Anschließend verließen sie die dunkle, muffige Hütte und stellten sich auf die Veranda, deren Dach sie vor dem Regen schützte.

»Was meinst du, Ding?«, fragte Clark.

»Es war ganz ordentlich«, erwiderte Chavez. »Es verlangsamte den Angriff etwas, dass ich erst zu den Jungs aufschließen musste, damit wir einen Pulk vor der Tür bilden konnten. Wenn wir jedoch einen solchen Einbruch in ein feindliches Objekt mit wenigstens drei Mann durchziehen wollen, wie sich das eigentlich gehört, werden wir eben auch künftig auf den jeweiligen Fahrer warten müssen.«

Clark musste das einräumen. »Das stimmt. Was noch?«

»Während Ding und Sam die Räume links und rechts vom Gang säuberten, war ich ganz allein auf mich gestellt. Ich musste die geschlossene Tür am Ende des Gangs sichern, die wir noch nicht überprüft hatten. Dabei hätte ich es jedoch begrüßt, wenn ein weiterer Mann mir den Rücken freigehalten hätte. Alle feindlichen Kräfte, die in dieser Zeit in die Hütte eingedrungen wären, hätten ein freies Schussfeld auf meinen Hinterkopf gehabt. Ich habe mich zwar ständig umgedreht, aber eine Ideallösung ist das natürlich nicht. Einen weiteren Schützen hätte ich gut gebrauchen können.«

Clark nickte. »Wir sind eben nur eine kleine Truppe.«

»Ohne Jack junior sind wir sogar noch kleiner«, fügte Dom Caruso hinzu.

»Wir sollten vielleicht darüber nachdenken, einen neuen Mann in unsere Truppe einzugliedern«, meinte Driscoll.

»Jack wird zurückkommen«, entgegnete Chavez. »Ihr wisst so gut wie ich, dass er einfach nicht fernbleiben kann, wenn wir reaktiviert werden.«

»Vielleicht«, sagte Dom. »Aber wer weiß, wann das sein wird.«

»Nur Geduld, Junge«, sagte Clark. Trotzdem wussten alle anderen auf dieser Veranda, dass auch Clark gern etwas Sinnvolleres mit seiner Zeit angefangen hätte. Er war ein Krieger. Er hatte so ziemlich an allen kriegerischen Auseinandersetzungen der letzten vierzig Jahre teilgenommen. Und obwohl er sich aus dem aktiven Dienst beim Campus zurückgezogen hatte, wollte er immer noch mehr tun, als einfach nur eine Trainingseinheit nach der anderen durchzuführen.

Clark schaute jetzt von ihrer Veranda zum Bronco hinüber, dessen Türen weit offen standen. Das Unwetter war noch stärker geworden, und der Regen hatte weiter zugenommen. Inzwischen stand das Wasser auf dem Bodenblech des Geländewagens bestimmt schon drei Zentimeter hoch, und die zerschlissenen Stoffpolster waren sicher bereits völlig durchweicht. »Ich bin froh, dass ich euch gesagt habe, ihr sollt für diese Übung mein altes Geländehinnehikel nehmen, das ich normalerweise bei der Arbeit auf der Farm benutze.«

»Es benötigte wirklich mal eine gute Innenreinigung«, sagte Ding.

Die Männer lachten.

»Also gut. Zurück an die Arbeit«, sagte Clark. »Ihr Jungs fährt ein Stück die Straße hinauf, wartet zwanzig Minuten und versucht es dann noch einmal. Das gibt mir genug Zeit, um die Eingangstür wieder einzuhängen und die Zielattrappen umzugruppieren. Dom, deine Schuss-

bündelung auf dem zweiten Ziel im Schlafzimmer hätte ein wenig enger sein können.«

»Verstanden«, sagte Dom. Er hatte seine MP5 drei Mal auf Ziel Nummer drei abgefeuert, und alle drei Kugeln waren nur 6,3 Zentimeter voneinander entfernt in den Kopf eingeschlagen. Er wollte deshalb jedoch keine Diskussion mit Clark beginnen – vor allem da sämtliche Einschüsse auf den Zielattrappen von Chavez und Driscoll weniger als fünf Zentimeter auseinanderlagen.

»Und Sam«, fuhr Clark fort. »Nächstes Mal solltest du etwas gebückter durch die Eingangstür in die Hütte eindringen. Wenn du deinen Kopf zehn Zentimeter niedriger hältst, macht das vielleicht den Unterschied zwischen einem neuen Haarschnitt und einem hässlichen Loch in der Stirn aus.«

»Geht in Ordnung, Mr. C.«

Dom wollte gerade von der Veranda heruntersteigen, machte dann jedoch plötzlich halt. »Könnten wir nicht warten, bis der Regen aufhört, bevor wir das Ganze noch einmal versuchen?«

Ding ging dagegen ohne Zögern in den Schlamm hinaus und stellte sich mitten in den Wolkenbruch. »Bei meiner Grundausbildung in Fort Ord hatte ich einen Ausbilder, der zwar ein Hinterwäldler aus Alabama war, aber sein Geschäft wirklich verstand. Einer seiner Lieblingsprüche war: ›Ohne Regen ist's kein Training.««

Clark und Dom lachten. Selbst Sam Driscoll, der Ruhigste der Truppe, rang sich ein leichtes Lächeln ab.

In der ersten mondlosen Frühjahrsnacht fiel die Russische Föderation in ihren souveränen Nachbarstaat ein. Bei Tagesanbruch rollten ihre Panzer auf Haupt- und Nebenstraßen nach Westen, als ob ihnen dieses Land immer noch gehörte und das Vierteljahrhundert seit dem Ende des Kalten Kriegs nur ein leerer Traum gewesen wäre.

Dies hätte eigentlich nicht geschehen dürfen. Immerhin war das hier Estland, also ein NATO-Mitglied. Die Politiker in Tallinn hatten ihrem Volk versprochen, dass Russland sie nach ihrem Beitritt zu diesem Verteidigungsbündnis niemals angreifen würde.

Bisher hatte die NATO jedoch noch nicht eingegriffen.

Die russische Bodeninvasion wurde von T-90 angeführt, umfassend modernisierten 50-Tonnen-Panzern, die mit einer 125-mm-Glattrohrkanone, zwei schweren Maschinengewehren und einer explosionsabweisenden Reaktivpanzerung ausgestattet waren. Außerdem verfügten sie über ein hochmodernes automatisches elektro-optisches Abwehrsystem, das anfliegende feindliche Projektile durch lasergelenkte eigene Raketen noch in der Luft zerstörte. Den T-90 folgten BTR-80-Schützenpanzerwagen, die neben den drei Besatzungsmitgliedern jeweils sieben Infanteriesoldaten beförderten, die im Bedarfsfall ausschärmten, um den Kampfpanzern Deckung zu geben. Wenn die Gefahr beseitigt war, wurden sie von den BTR-80 wieder aufgenommen.

keiner Weise verlangsamt. In den ersten vier Stunden des Krieges wurden zahlreiche Dörfer dem Erdboden gleichgemacht und ganze Städte in Schutt und Asche gelegt. Dabei hatten viele Panzer ihre Turmkanonen noch nicht ein einziges Mal abgefeuert. Die estnische Niederlage schien bereits jetzt unabwendbar. Allerdings hätte jeder, der etwas vom Kriegswesen verstand, dies kommen sehen können. Das winzige Estland hatte bisher auf die Diplomatie vertraut und seine Verteidigungsvorbereitungen entsprechend vernachlässigt.

Auch Edgar Nõlvak hatte das kommen sehen. Dabei war er weder Soldat noch Politiker, sondern nur ein einfacher Gymnasiallehrer, der jedoch die Fernsehnachrichten intensiv verfolgt hatte. Jetzt lag er kalt, nass und blutend in einem Graben und zitterte vor Angst. Seine Ohren waren inzwischen durch den bestialischen Lärm der explodierenden Granaten beinahe taub, die die russischen Panzer aus dem Wäldchen auf der anderen Seite der Lichtung abfeuerten. Trotzdem war er noch so weit bei Sinnen, dass er sich wünschte, die Führer seines Landes hätten ihre Zeit nicht mit leerem diplomatischen Gerede in Brüssel vertan, sondern stattdessen eine *Scheißmauer* bauen lassen, die diese *Scheißrussen* aus seinem *Scheißdorf* herausgehalten hätte.

Seit Wochen hatte man über eine solche Invasion geredet. Dann war vor ein paar Tagen direkt jenseits der russischen Grenze eine Bombe explodiert, die achtzehn Zivilisten in den Tod gerissen hatte. Das russische Fernsehen beschuldigte daraufhin die estnische Sicherheitspolizei, hinter diesem Anschlag zu stecken. So lächerlich dieser Vorwurf auch klingen mochte, wurde er jedoch von allen russischen staatlichen Medien aufgegriffen und ständig wiederholt. Sie förderten zahlreiche fabrizierte Beweise zutage und zeigten diese in den Nachrichtensendungen vor. Der russische Präsident verkündete schließlich, er habe gar keine andere Wahl, als seinen Truppen eine

»Sicherheitsoperation« in Estland zu befehlen, um die dort lebenden Russen zu schützen.

Edgar Nõlvak lebte in Põlva, einer Stadt, die vierzig Kilometer von der Grenze entfernt lag. Während seiner Jugend in den Siebziger- und Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts hatte er wie seine Familie ständig befürchtet, dass in diesem Wäldchen Panzer auftauchen könnten, um von dort sein Wohnhaus zu beschießen. In den letzten dreiundzwanzig Jahren war diese Angst jedoch weitgehend verschwunden.

Jetzt waren die Panzer da. Sie hatten inzwischen viele Einwohner seiner Stadt getötet und würden auf ihrem Weg nach Westen bestimmt auch ihn noch umbringen.

Vor zwei Stunden hatte ihn ein Freund aus Võuküla angerufen, das mehrere Kilometer weiter östlich lag. Dieser Freund hatte sich im Wald versteckt und Edgar von dort mit seinem Handy angerufen. Mit matter, ausdrucksloser Stimme, der sein Schock deutlich anzumerken war, hatte er erzählt, dass die russischen Panzer an seinem Dorf vorbeigerollt seien, nachdem sie nur ein paar Schüsse abgegeben hätten. In Võuküla gab es ja auch nichts außer einigen Bauernhäusern und einer Tankstelle. Einige Minuten nachdem die T-90 und die Schützenpanzerwagen verschwunden waren, sei jedoch auf ungekennzeichneten Kleinlastwagen eine Truppe von irregulären Milizen aufgetaucht, die jetzt die ganze Siedlung systematisch plündern und in Brand setzen würde.

Als sie das hörten, schickten Edgar und seine Nachbarn ihre Familien weg, holten ihre Jagdgewehre und gingen so tapfer wie töricht in diesem Graben in Stellung, um die Panzer an sich vorbeirollen zu lassen und auf die nachfolgenden irregulären Kämpfer zu warten. Gegen die Panzer konnten sie natürlich nichts ausrichten, aber sie würden es nicht zulassen, dass ihre Heimatstadt von russischen *Zivilisten* niedergebrannt wurde.

Dieser Plan wurde in dem Moment hinfällig, als sich sechs Panzer vom Hauptkonvoi abspalteten, der weiterhin die Überlandstraße entlangrollte, sich nebeneinander in diesem Wäldchen aufstellten und Pölvä mit Sprenggranaten zu beschießen begannen.

Edgars Kindheitsalbtraum wurde plötzlich Wirklichkeit.

Er und seine Begleiter hatten sich geschworen, bis zum Tod zu kämpfen. Ein Kampf mit diesen Panzern war jedoch völlig sinnlos.

Jetzt erwartete sie nur noch der Tod.

Der Lehrer war beinahe sofort verwundet worden. Noch während er auf den Graben zueilte, schlug eine Panzergranate auf dem Parkplatz des Gymnasiums ein. Ein Metallsplitter von einem explodierenden Kombi durchschlug Edgars Bein. Jetzt lag er auf seinem Gewehr im Dreck und wartete auf das Ende.

Edgar Nölvak kannte sich in militärischen Dingen nicht sehr gut aus, aber er war sich doch sicher, dass die Russen bei gleichbleibender Geschwindigkeit noch an diesem Nachmittag die etwas weiter nördlich gelegene große Stadt Tartu erreichen würden.

Ein Geräusch, als ob jemand ein Blatt Papier zerreißen würde, erfüllte die Luft.

Er hatte dieses Geräusch in der letzten Stunde immer wieder gehört und wusste deshalb, dass eine Panzergranate im Anflug war. Er drückte sein Gesicht tief in den kalten Schlamm.

Bum!

Hinter ihm hatte die Turnhalle seines Gymnasiums einen Volltreffer abbekommen. Deren Schalsteinwände mit Aluminiumverkleidung flogen auseinander und hinterließen nur noch eine große Rauchwolke. Das Holzparkett des Basketballfelds regnete als kleine Splitter auf Edgar herab.

Er schaute wieder einmal über den Grabenrand. Die Panzer standen nur tausend Meter weiter im Osten.

»Wo zum Teufel bleibt die NATO?«

In tausend Meter Entfernung stand Hauptmann Arkadij Lapranow im offenen Turm seines Panzers mit dem Codenamen Sturm null-eins und rief: »Wo zum Teufel bleibt meine Luftunterstützung?«

Es war eine rein rhetorische Frage. Die Kommandanten der anderen fünf Panzer, die er befehligte, hörten sie zwar über Funk, gaben jedoch keine Antwort. Die beiden Männer in seinem eigenen T-90, der Fahrer und der Richtschütze, warteten schweigend auf seine nächsten Befehle. Sie wussten, dass sie schwere Kampfhubschrauber anfordern konnten, wenn eine Luftbedrohung auftauchen würde. Bisher hatten sie jedoch noch kein einziges estnisches Flugzeug gesehen. Auch auf den Radargeräten der russischen Flugabwehrsysteme war noch kein einziges gegnerisches Fluggerät aufgetaucht.

Der Himmel war wolkenlos und feindfrei.

Dies war ein guter Tag. Der Traum eines jeden Panzersoldaten.

In tausend Meter Entfernung hatte sich die Staub- und Rauchwolke inzwischen so weit aufgelöst, dass Lapranow jetzt das dahinterliegende Gelände sehen konnte. »Ich möchte ein paar Geschosse in das Gebäude hinter dem vorhergehenden Ziel jagen, und zwar Splitter-Sprenggranaten«, bellte er ins Mikrofon. »Ohne geeignete Luftunterstützung werde ich auf dieser Straße erst dann weiter vorrücken, wenn ich das Gebiet rechts neben der Kreuzung einsehen kann.«

»Jawohl, Herr Hauptmann!«, rief der Richtschütze zu Lapranow hinauf.

Der Schütze drückte auf einen Knopf, und die automatische Gefechtsladung wählte aus dem Magazin eine

Splitter-Sprenggranate aus und führte sie mit ihrem mechanischen Arm in den Verschluss ein. Der Richtschütze benutzte sein Videosichtgerät, um das angegebene Gebäude zu finden. Dann drückte er seine Stirn auf den Gummirand des Zielfernrohrs und visierte das Ziel genau an. Er drückte auf den Abfeuerungsknopf auf dem Bedienfeld. Mit einem gewaltigen Ruck feuerte die 125-mm-Glattrohrkanone ein Geschoss ab, das in hohem Bogen über das freie Feld vor ihnen direkt in das Zielgebäude raste.

»Volltreffer«, meldete der Richtschütze.

So waren sie bereits den ganzen Vormittag vorgegangen. Inzwischen waren sie durch vier Dörfer gerollt und hatten die großen Ziele mit ihrer 125-mm-Kanone beschossen und kleinere Ziele mit ihren rohrparallelen Maschinengewehren ausgeschaltet.

Lapranow hatte eigentlich einen größeren Widerstand erwartet. Inzwischen gewann er jedoch den Eindruck, dass der russische Präsident Walerij Wolodin wahrscheinlich doch recht gehabt hatte, als er seiner Nation erklärte, dass die NATO nicht den Mumm haben würde, für Estland zu kämpfen.

In seinem Headset meldete sich ein Panzer unter seinem Kommando.

»Sturm null-vier an Sturm null-eins.«

»Kommen, null-vier.«

»Hauptmann, ich sehe in einem Graben vor dem letzten Ziel Bewegungen. Entfernung tausend Meter. Ich kann mehrere Gewehrschützen erkennen.«

Lapranow beobachtete mit seinem Feldstecher sorgfältig das Gelände rund um den Graben.

Dort. Einige Köpfe tauchten aus dem Schlamm auf, um sofort wieder zu verschwinden. »Ich sehe sie. Es ist eine Gewehrstellung. Wir werden wegen denen keine 125er verschwenden. Wir erledigen sie mit unseren MGs, wenn wir näher rankommen.«

»Verstanden.«

Die Panzerkanonen feuerten eine weitere Salve auf die Gebäude auf einer kleinen Anhöhe jenseits der Straßenkreuzung ab. Als Lapranow danach kurz durch sein Zielfernrohr schaute, war die ganze Stadt totenstill. Offensichtlich war dort praktisch kein Widerstand zu erwarten.

»Weiterfeuern!«, befahl er. Er kniete sich in seinen Kommandantenstand hinunter, um sich eine Packung Zigaretten und ein Feuerzeug zu holen. »Tilgt diesen Ort von der Landkarte!«

Ein paar Sekunden später empfing er in seinem Headset einen weiteren Funkspruch: »Sturm null-zwei an Sturm null-eins.«

»Kommen«, sagte Lapranow, während er sich eine Zigarette anzündete.

»Bewegung südlich des Krankenhauses. Ich ... ich glaube, es handelt sich um ein Fahrzeug.«

Lapranow warf das Feuerzeug in den Panzer hinunter und schaute durch seinen Feldstecher. Er brauchte einen Moment, bis er das entsprechende Gebiet fand. Das Krankenhaus lag ein paar Kilometer hinter dem Gymnasium auf einem kleinen Hügel. Schließlich bemerkte er auf der im Schatten liegenden Straße unmittelbar südlich des Hospitals eine Bewegung.

Zuerst dachte er, es handele sich um einen Jeep oder einen Geländewagen.

Jetzt meldete sich ein weiterer T-90. »Sturm drei an Sturm eins. Ich glaube, es ist ein Hubschrauber.«

»Njet«, sagte Lapranow, schaute jetzt jedoch ebenfalls genauer hin. Das dunkle Fahrzeug schien an einer Kreuzung anzuhalten und begann sich dann seitwärts auf einen Parkplatz zuzubewegen.

»Was zum Teufel ist denn das?«, wunderte sich Lapranow. »Vielleicht ist es wirklich ein Hubschrauber. Richtschütze, könnten Sie das mal kurz in Ihrem Catherine

überprüfen?« Das französische Catherine-Langstrecken-Wärmebildgerät, das in jedem Panzer eingebaut war, ermöglichte es dem Richtschützen, weit entfernte Ziele auf einem Videobildschirm zu erkennen. Lapranow stand in seinem Kommandantenstand zwar ebenfalls ein solcher Bildschirm zur Verfügung, aber dazu hätte er sich in den Panzer hinuntersetzen müssen. Dabei machte es hier oben im Turm einfach zu viel Spaß.

Sein Richtschütze meldete sich jetzt über den Bordfunk des Sturm null-eins. »Bestätige einen leichten Hubschrauber. Einzelrotor. Ich kann keine Hoheitszeichen erkennen. Er befindet sich gerade hinter einem Lastwagen im Schatten. Scheiße, der fliegt wirklich niedrig. Seine Kufen können höchstens einen Meter über dem Boden sein.«

»Seine Bewaffnung?«, fragte Lapranow. Er schaute mit zusammengekniffenen Augen durch seinen Feldstecher, um selbst einen besseren Blick zu haben.

»Hm ... warten Sie. Er hat zwei Pylonen mit Maschinengewehren. Keine Raketen.« Der Richtschütze kicherte. »Will dieser Typ uns etwa mit diesen lächerlichen Kinderknarren bekämpfen?«

Lapranow hörte, wie einer seiner Panzerkommandanten laut loslachte.

Der Hauptmann selbst verkniff sich jedoch jedes Lachen. Er nahm einen langen Zug an seiner Zigarette. »Den Heli als Ziel erfassen!«

»Verstanden. Als Ziel erfasst.«

»Entfernung zum Ziel?«

»Viertausendzweihundertfünfzig Meter.«

»Scheiße«, fluchte Lapranow.

Die effektive Reichweite des 9M119-Refleks-Raketensystems, das gegen Panzer und niedrig fliegende und langsame Fluggeräte wie etwa Hubschrauber eingesetzt werden konnte, betrug nur viertausend Meter. Dieser kleine Helikopter flog also gerade außerhalb dieses Bereichs.

»Wo bleibt meine Luftunterstützung? Sie hätten diesen Wichser schon längst auf ihren Radarschirmen sehen müssen.«

»Nein, sie können seine Radarsignatur nicht erkennen. Er bewegt sich zwischen diesen Gebäuden, und er ist zu tief über dem Boden. Er muss auf diese Weise durch die ganze Stadt und über diesen Hügel geflogen sein. Was immer er vorhat, er ist ein guter Pilot.«

»Also, mir geht er auf den Sack. Ich will ihn tot sehen. Fordern Sie Luftunterstützung an und geben Sie seine Koordinaten durch.«

»Da, Herr Hauptmann.«

»An alle Sturm-Einheiten! Laden Sie Splitter-Sprenggranaten, und nehmen Sie den Angriff wieder auf!«

»Da!«

Einige Sekunden später feuerten alle sechs Panzer 125-mm-Granaten in die Gebäude im Zentrum von Pölva. Durch diese einzige Salve wurden vier Zivilisten getötet und neunzehn weitere verwundet.

Edgar Nölvak hörte die Panzergeschosse über ihnen durch die Luft pfeifen. Als er über die Schulter blickte, sah er sie gerade noch ins Rathaus und den Busbahnhof einschlagen. Als sich der Rauch verzogen hatte, bemerkte er ein Fahrzeug, das sich etwas höher auf dem Hügel eine Straße entlangbewegte. Zuerst hielt er es für einen schwarzen oder grünen Geländewagen, der sogar auf einem Parkplatz zu halten schien. Da es sich im Schatten des danebenliegenden riesigen Krankenhausgebäudes befand, dauerte es eine gewisse Zeit, bis Edgar begriff, um was es sich wirklich handelte.

Es war ein schwarzer Hubschrauber, dessen Kufen nicht mehr als einen oder zwei Meter über dem Boden schwebten.

Der Mann, der neben ihm im Graben lag, packte Edgar am Arm. Er deutete auf den Helikopter und schrie hysterisch: »Sie sind bereits hinter uns! Sie greifen uns von Westen her an!«

Edgar war sich da nicht so sicher. Nachdem er eine Zeit lang angestrengt in Richtung des Hubschraubers geschaut hatte, sagte er schließlich: »Das ist kein Russe! Ich glaube, das ist ein Pressehubschrauber.«

»Sie *filmen* das Ganze hier? Sie zeichnen auf, wie wir hier sterben?«

Als Edgar wieder zu den Panzern hinüberblickte, flog gerade ein weiteres Geschoss auf sie zu und schlug nur

»Eine was?«

»Eine Kugel.«

Lapranow ließ sich in seinen Kommandantenstand hinunterfallen und schaute jetzt auf den Bildschirm seiner eigenen Catherine, auf dem er den Helikopter weit besser erkennen konnte. Ja. Auf der Spitze des Hauptrotorschafts des kleinen Helis war tatsächlich irgendein rundes Gerät angebracht.

»Was zum Teufel ist ...«

Ihm fiel die Zigarette aus dem Mund.

O Scheiße.

Lapranow hatte sich den Umriss jedes Fluggeräts eingepägt, das irgendein NATO-Land benutzte. Leise sagte er: »Das ... das ist ein OH-58.«

Jetzt meldete sich der Fahrer seines Sturm null-eins in seinem Headset zu Wort: »Das kann nicht sein. Die Esten haben keine ...«

Lapranow schoss blitzschnell nach oben und griff nach dem Lukenriegel, um in aller Eile die Turmluke zu schließen. »Das sind die Scheißamerikaner!«

Chief Warrant Officer Two Eric Conway vom Bravo-Trupp der 2. Schwadron des 17. Kavallerieregiments der 101. Luftlandedivision der US-Armee betrachtete auf seiner Multifunktionsanzeige kurz das Wärmebild der russischen Panzer, die in etwa vier Kilometer Entfernung am Rand eines kleinen Wäldchens zwischen den Bäumen standen. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder seinem eigenen Rotor über ihm zu. Die Spitzen der vier Hauptrotorblätter seines OH-58D Kiowa Warriors kamen den Wänden der umliegenden Gebäude auf beiden Seiten der Straße bei jeder Umdrehung gefährlich nahe. Wenn er seinen Steuerknüppel auch nur ein kleines bisschen verriss, würden sie eines dieser Gebäude berühren, und sein Heli würde ins Trudeln geraten und abstürzen. Sein

mangelndes fliegerisches Können würde dann ihn und seinen Kopiloten ins Jenseits befördern, noch bevor die russischen Panzer dazu Gelegenheit bekamen.

Als es ihm gelang, den Hubschrauber absolut stabil zu halten, atmete er einmal tief durch, um sich selbst zu beruhigen. Dann sprach er in sein Bordmikrofon: »Bereit, Kumpel?«

Sein Kopilot, CW2 Andre Page, antwortete ruhig: »Be-reiter kann man gar nicht sein.«

Conway nickte und sagte: »Laser das Ziel an.«

»Verstanden. Bin im Ziel.«

Sofort schaltete Conway sein Mikrofon auf eine Funk-Verbindung zu seinem Schwadronsführer um: »Blauer Max sechs-sechs, hier Schwarzer Wolf zwei-sechs. Ziel mit Laser markiert.«

Etwa sieben Kilometer hinter dem OH-58D Kiowa War-rior schwebten etwas nördlich des Dorfes Aarna zwei schwere Apache-Longbow-Kampfhubschrauber knapp über einer Wiese. Da sich direkt vor ihnen ein bewaldeter Hügel erhob, waren sie dort relativ sicher. Gerade als der Schwadronsführer mit dem Codenamen Blauer Max sechs-sechs den Funkspruch seines Aufklärungshubschraubers erhielt, bemerkte sein Kopilot und Schütze, der vor und etwas unter ihm saß, dass der Laserpunktsucher auf sei-nem Multifunktionsdisplay eine Laserfixierung des meh-rere Kilometer entfernten ersten Ziels anzeigte.

»Verstanden, Schwarzer Wolf zwei-sechs. Laservisie-rung perfekt. Hellfire-Einsatz steht kurz bevor.«

Der Kiowa-Warrior-Aufklärungshubschrauber, der in niedriger Höhe über Pölva schwebte, war nur leicht be-waffnet. Seine Durchschlagskraft beruhte jedoch nicht auf irgendwelchen Bordwaffen, sondern auf seiner Fähig-keit, Ziele für die schweren Apache-Kampfhubschrauber

hinter ihm zu suchen und mit dem Laser zu kennzeichnen. Seine Aufgabe war also die sogenannte Luftnahunterstützung. CW2 Conway und sein Kopilot hatten in diesem Fall ausgezeichnete Arbeit geleistet, da es ihnen gelungen war, ihren Helikopter durch das ganze Dorf zu bewegen, ohne vom feindlichen Radar aufgespürt zu werden. Jetzt waren sie hervorragend positioniert, die Zielsteuerung für die Apaches zu übernehmen.

»Verstanden, Blauer Max sechs-sechs. Wir sollten das Ganze aber schnell durchziehen, denn der Gegner hat inzwischen freie Sicht auf uns.«

Am Waldrand schrie der Kommandant des Panzers auf der Nordflanke von Lapranows Schwadron in sein Mikrofon: »Sturm null-sechs an Sturm null-eins! Laserwarnung!«

»Scheiße!«, murmelte Lapranow in sein Headset. Der kleine Hubschrauber dort vorn mochte zwar keine eigenen Raketen an Bord haben, aber er kennzeichnete anscheinend die Ziele für irgendwelche Fluggeräte, die irgendwo im Rückraum auf ihren Einsatz warteten.

»Aktiviert die ARENA-Systeme!«, befahl er.

Das Abstandsaktive Schutzsystem ARENA des T-90-Panzers spürte mithilfe des Doppler-Radars anfliegende Geschosse oder Raketen auf.

Sobald diese in Reichweite waren, feuerte der Panzer eine Abwehrrakete ab, die sich dem gegnerischen Geschoss bis auf zwei Meter näherte, bevor sie explodierte und die Gefährdung beseitigte.

»Dieser Hubschrauber leistet Aufklärungsarbeit für irgendwelche Apaches oder Kampffjets«, sagte Lapranow. »Wo bleibt meine Luftunterstützung?«

Der Kommandant des Sturm null-fünf meldete: »Sie kommt in etwa zehn Minuten.«

Lapranow schlug wütend mit der Faust auf die Wand

seines Kommandantenstands. »An alle Panzer: Refleks laden!«

Die 9M119-Refleks-Panzerlenkwaffe wurde aus der 125-mm-Kanone verschossen. Wenn sie deren Rohr verlassen hatte, wurde ein Raketenmotor gezündet, Stabilisierungsflossen klappten aus, und ein Laserstrahl lenkte sie ins Ziel. Die sechs Richtschützen würden jedoch mehr als dreißig Sekunden benötigen, um die Sprenggranaten, die sich bereits im Verschlusskeil der Kanone befanden, zu entladen und diese dann mithilfe des Selbstladers durch eine Refleks zu ersetzen.

Jetzt meldete sich Sturm null-zwei: »Das Zielobjekt ist auch für die Refleks außer Reichweite, Hauptmann.«

»Befolgen Sie einfach meinen Befehl, verdammt«, schrie Lapranow. Er hoffte von ganzem Herzen, dass er durch das gleichzeitige Abfeuern aller sechs Refleks-Raketen die kleine Kiowa Warrior auf diesem Hügel dazu zwingen würde, ihre Laserzielsequenz so lange aufzugeben, bis er sich mit seinen Panzern vollständig in die Deckung dieses Wäldchens zurückziehen konnte.

Sieben Kilometer weiter westlich schwebten die beiden Apache Longbows immer noch nördlich des Dorfs Aarna. Jeder von ihnen hatte acht Hellfire-Raketen an Bord. Auf Befehl des Schwadronsführers feuerten sie sie jetzt gleichzeitig ab. Während die Hellfires durch den blauen Himmel ihrem unsichtbaren Ziel im Osten entgegenflogen, meldete der Führungs-Apache dem Aufklärungshubschrauber in Pölva:

»Achtung, Schwarzer Wolf zwei-sechs. Mehrere Hellfires im Anflug auf Ziel Alpha.«

In seinem Panzer Sturm null-eins sah Hauptmann Arkadij Lapranow auf seinem Catherine-Monitor die sich schnell nähernde Radarechoanzeige. Er wusste, dass sie sich auf

den Panzer null-sechs zubewegte, dessen Laseranzeigearm ausgelöst worden war.

Die erste Hellfire erschien plötzlich als winziger flackernder Lichtfunken über dem Hügel. Vor dem Hintergrund des strahlend blauen Himmels war mehrere Sekunden lang nicht zu erkennen, wohin genau sie unterwegs war, bis sie plötzlich steil nach unten in Richtung Waldrand stürzte.

Das automatische ARENA-System von Sturm null-sechs entdeckte die anfliegende Hellfire und feuerte eine Rakete ab, um sich gegen den Angreifer zu verteidigen. Tatsächlich explodierte die Hellfire, als sie nur noch fünfzig Meter von dem Panzer entfernt war. Ihre Metallsplitter sausten durch die Bäume des kleinen Wäldchens.

Das ARENA-System hatte also ein erstes Mal funktioniert, aber die nächste Hellfire folgte so dicht hinterher, dass sich das System nicht schnell genug auf die zweite Bedrohung einzustellen vermochte. Die Rakete schlug in den Turm von Sturm null-sechs ein, bevor ARENA eine weitere Abwehrrakete starten konnte.

Lapranow saß bei geschlossener Turmluke in seinem Kommandantenstand. Obwohl Null-sechs hundertzwanzig Meter nördlich von ihm gestanden hatte, prasselten dessen Metallsplitter gegen die Wanne seines Panzers.

Einen Augenblick später feuerte ein zweiter Panzer, Sturm null-zwei, zwei ARENA-Abwehrgeschosse ab. Tatsächlich gelang es ihm, die beiden anfliegenden Hellfires zu überleben. Im selben Moment meldete jedoch Sturm null-fünf, dass jetzt er von einem Laserstrahl anvisiert werde.

Einen Augenblick später flog Null-fünf in die Luft.

Lapranow wurde bewusst, dass ihm die Refleks-Raketen hier nicht mehr helfen konnten. Die automatische Gefechtsladung der vier übrig gebliebenen Panzer war immer noch mit der Auswahl der richtigen Geschosse aus dem Magazin beschäftigt.

»Feuert die Nebelwerfer ab und zieht euch zurück«, befahl er seiner gesamten Einheit. Danach teilte er seinem Fahrer über Bordfunk mit: »Bringen Sie uns von hier weg! Zurück! Zurück! Zurück!«

»Da, Herr Hauptmann.«

Eric Conway und Andre Page beobachteten in ihrem Kiowa Warrior, der mitten in Pölva immer noch einen guten Meter über dem Boden schwebte, wie die vier verbliebenen Panzer sich weiter von der Stadt zurückzogen und zwischen den Bäumen des Wäldchens Deckung suchten. Ein Dutzend Rauchgranaten hüllten sie in eine einzige weiße Nebelwolke.

»Sie werfen Nebelgranaten und ziehen sich zurück«, sagte Page.

Conway sprach leise in sein Mikrofon: »Ändere die Bildpolarität.«

»Verstanden«, erwiderte Page und stellte sein Wärmebildgerät von »weiß-heiß« auf »schwarz-heiß« um.

Auf dem Bildschirm vor ihm waren die vier Panzer, die zuvor in eine undurchdringliche weiße Nebelwolke gehüllt waren, plötzlich klar und deutlich zu sehen.

In diesem Moment hörte Conway in seinem Headset: »Achtung, Schwarzer Wolf zwei-sechs. Zwei weitere Hellfires im Anflug.«

»Nur weiter so«, kommentierte Conway.

Während Page seinen Laser auf den vierten Panzer links von ihm richtete, galt Conways ganze Aufmerksamkeit wieder einmal seinen Rotorblättern. Er war ganz leicht nach links abgewichen, sodass die Rotorspitzen nur noch knapp zwei Meter von dem ersten Stock des Krankenhauses entfernt waren. Er schaute kurz nach rechts hinüber und merkte, dass er dort etwas mehr Spielraum hatte. Er drückte den Steuerknüppel etwas nach rechts, bis sein Hubschrauber wieder mitten über dem Parkplatz schwebte.

Auf seinem Wärmebildgerät flammten jetzt einige kleine Detonationsblitze auf, die von Flugabwehrgranaten herrührten, die die T-90 aus dem Wald heraus abschossen. Sie waren jedoch kein Vergleich mit der gewaltigen Explosion des 50-Tonnen-Panzers eine Sekunde später, als eine Hellfire-Rakete von oben in den Panzerturm einschlug.

»Volltreffer, Blauer Max. Ziel zerstört. Neues Ziel mit Laser anvisiert.«

»Verstanden, Schwarzer Wolf zwei-sechs. Weitere Raketen abgefeuert. Müssen jeden Moment einschlagen.«

Lapranows Sturm null-eins hatte sich fünfundzwanzig Meter in den vermeintlichen Schutz des Waldes zurückgezogen, als plötzlich der Laserwarnanzeiger ertönte. Er schrie dem Fahrer zu, noch tiefer in das Wäldchen zurückzusetzen. Der T-90 bahnte sich daraufhin im Rückwärtsgang einen Weg durch die Kiefern, um der Gefahrenzone zu entkommen.

Kurz darauf schoss das automatische Flugabwehrsystem von Null-eins eine Rakete ab. Der Hauptmann konnte dabei nichts anderes tun, als sich am Handgriff über ihm festzuhalten und die Augen zu schließen.

Arkadij Lapranow erfüllte plötzlich Angst und Schrecken. Dabei hatte er vorher keinerlei Mitgefühl für die Männer und Frauen empfunden, die sich in den Häusern aufgehalten hatten, die er an diesem Morgen dem Erdboden gleichgemacht hatte. Jetzt kauerte er sich in seinen Kommandantenstand und hoffte mit ganzem Herzen, dass ihn das ARENA-System retten würde.

Tatsächlich rettete es ihn zwei Mal. Eine dritte Rakete kam jedoch durch und schlug in die Kontakt-5-Reaktivpanzerung ein, deren Platten aus kombinierten Stahl-, Keramik- und Sprengstoffschichten bestanden. Beim Einschlag des Feindgeschosses explodierte dieser Sprengstoff

und schleuderte die Platten dem Projektil entgegen, um dessen Wirkung abzumildern oder völlig aufzuheben. Dies war jedoch gegen die Hellfire völlig wirkungslos, die die Stahlwanne dieses Fünfzig-Tonnen-Panzers durchschlug, als ob sie aus weicher Butter bestünde. Die drei Mann Besatzung starben nur Mikrosekunden nach der Detonation des Gefechtskopfs der Hellfire, der Turm des T-90 wurde fünfzig Meter senkrecht in die Luft geschleudert und das Fahrzeug selbst wie ein Spielzeugauto in den Wald hineingedrückt.

Unmittelbar darauf explodierte es und löste sich in Schrapnelle auf, die selbst die dicksten Bäume durchschlugen. In dem Panzerwrack detonierten jetzt verbliebene Sekundärsprengstoffe und ließen Flammen in die Höhe schlagen, während schwarzer Rauch in den kalten Himmel aufstieg.

Eine Minute später meldete CW2 Eric Conway über Funk seinem Schwadronsführer: »Schwarzer Wolf zwei-sechs an Blauer Max sechs-sechs. Volltreffer. Ich sehe keine weiteren Ziele mehr.«

Darauf antwortete ihm der Kommandant des Apache-Longbow-Führungshubschraubers: »Verstanden, wir kehren in unseren Stützpunkt zurück.«

Conway reckte seine behandschuhte Faust, und Page klatschte sie ab. Danach stieg der Schwarze Wolf zwei-sechs in die Höhe, drehte nach Norden ab, nahm Geschwindigkeit auf, schoss möglichst schnell über das vierstöckige Krankenhaus hinweg und machte sich auf den Rückweg zur Basis.

Etwa einen Kilometer weiter östlich hatte sich Edgar Nölvak in seinem Graben in eine sitzende Position aufgerichtet, um einen besseren Blick auf die schwelenden Panzerwracks am Waldrand zu haben.

Es waren keinerlei Freudenrufe zu hören, und niemand feierte. Die Männer in diesem verschlammten Graben hatten nur zur Hälfte begriffen, was da gerade passiert war. Außerdem wussten sie nicht, ob nicht bereits eine weitere russische Panzerwelle zu ihnen unterwegs war und plötzlich aus diesem Wäldchen hervorbrechen würde. Trotzdem beschlossen sie, das Ende dieses Angriffs auszunutzen. Einige rannten zu ihren Autos, um sie auf den nächstgelegenen Parkplatz zu fahren, während andere die Verwundeten aus dem Graben zogen und sie zu diesem Parkplatz trugen, damit man sie ins Krankenhaus bringen konnte.

Einige raue Hände packten jetzt auch Edgar Nölvak und führten ihn zu einem wartenden Zivilfahrzeug. Während er durch den Schlamm wankte, zuckte er zusammen. Zum ersten Mal spürte er den Schmerz in seinen Beinen. Er sagte ein stilles Gebet für sein Dorf, sein Land und die ganze Welt auf. Er hatte das Gefühl, dass er heute dem Beginn von etwas wirklich Schlimmem beigewohnt hatte.

Die Schlacht von Põlva ging zwar als erste kriegerische Auseinandersetzung zwischen der NATO und Russland in die Geschichtsbücher ein, aber bis zum Ende dieses Nachmittags fanden noch ein Dutzend weitere solche Ereignisse im ganzen Osten Estlands statt.

Die gesamte russische Kriegsplanung beruhte auf der Voraussetzung, dass die NATO weder willens noch fähig sei, ihrem Mitgliedsland Hilfe zu leisten. Diese Annahme hatte sich als falsch erwiesen. Am nächsten Tag zogen sich daraufhin die russischen Truppen aus Estland zurück. Die russische Führung stellte trotzdem die ganze Operation als vollen Erfolg dar. Man habe von Anfang an nur die Absicht gehabt, in einigen estnischen Dörfern entlang der Grenze gefährliche Terroristen auszuschalten, was man dann auch tatsächlich erreicht habe.

Jeder im Westen wusste jedoch, dass die Russen bis Tallinn vorrücken wollten. Dass ihnen das nicht gelang, war für Präsident Walerij Wolodin eine herbe Niederlage. Allen, wahrscheinlich auch Wolodin selbst, war klar, dass er die Entschlossenheit der NATO im Allgemeinen und der USA im Besonderen völlig unterschätzt hatte.

Während der Westen den russischen Rückzug noch feierte, ließ sich die Kreml-Führung von diesem Rückschlag allerdings nicht beirren und arbeitete bereits an einem neuen Plan, die russische Macht nach Westen auszuweiten.

Dieser Plan würde jedoch dieses Mal ganz bestimmt die Gefahr berücksichtigen, die von den Vereinigten Staaten ausging.

An einem Tisch inmitten des Pubs saßen zwei attraktive junge Frauen Mitte zwanzig. Emily und Yalda verbrachten fast jeden Mittwochabend hier. Gewöhnlich tranken sie mehrere Ales und beklagten sich über ihren Job bei der Bank von England. Inzwischen war es fast zweiundzwanzig Uhr, und die meisten Gäste, die nach der Arbeit noch ein oder zwei Gläschen getrunken hatten, waren längst gegangen. Die beiden Frauen mussten jedoch jeden Mittwoch Überstunden machen und irgendwelche langweiligen Routineberichte zusammenstellen, was sie beide aus tiefstem Herzen hassten. Um sich für diese unangenehme Aufgabe zu belohnen, hatten sie sich angewöhnt, hinterher im Counting-House-Pub noch eine Kleinigkeit zu essen, ein paar Bierchen zu trinken und über ihre Kollegen zu tratschen, bevor sie mit der U-Bahn in ihre Wohnungen im East End zurückfuhren.

Sie befolgten dieses Ritual bereits ein ganzes Jahr. Inzwischen kannten sie alle Stammgäste des Counting House, wenn nicht namentlich, dann zumindest vom Sehen.

Sie waren hier mitten in der Londoner City, dem Finanzzentrum des Vereinigten Königreichs. Es war deshalb auch kein Zufall, dass fast alle Männer und Frauen, die in diesem Pub verkehrten, in Handelshäusern, Banken, Investmentfirmen oder an der Börse tätig waren. Natürlich besuchten manchmal auch Fremde dieses Lokal, für die

sich die beiden Damen allerdings gewöhnlich nicht weiter interessierten.

Heute Abend war jedoch ein interessantes neues Gesicht aufgetaucht. Emily und Yalda unterbrachen sofort ihre bisherige Unterhaltung, als der neue Gast durch die Tür trat.

Es handelte sich um einen groß gewachsenen Mann von Ende zwanzig oder Anfang dreißig. Er trug einen eleganten grauen Anzug, der bewies, dass er Geld und Klasse besaß. Dabei war trotz des konservativen Schnitts seines Jacketts seine muskulöse, athletische Statur deutlich zu erkennen.

Er war allein. Nach kurzem Suchen fand er in einer Ecke des Barbereichs eine freie Nische, schaltete das kleine, lichtschwache elektrische Teelicht auf dem Tischchen ein und setzte sich. Als kurz darauf die Kellnerin vorbeikam, ließ er sich ein Pint Lagerbier bringen. Danach schaute er versonnen in sein Glas, als er das Bier in kleinen Schlucken trank. Ab und zu überprüfte er sein Handy, aber meist schien er tief in Gedanken versunken.

Das mangelnde Interesse für seine Umgebung und sein grüblerisches Aussehen machten ihn für Emily und Yalda nur noch interessanter, die ihn beide von der anderen Seite des Raums beobachteten.

Als er sich ein zweites Pint bestellte, saßen die zwei Frauen von der Bank von England bereits vor ihrem dritten. Sie waren beide keine Mauerblümchen, sondern ergriffen gern selbst die Initiative. Normalerweise machten sie den ersten Schritt, wenn sie in ihrem Pub einen gut aussehenden Kerl ohne Begleiterin oder Ehering bemerkten. In diesem Fall war das jedoch anders. Weder die rot haarige Emily aus Fulham noch die brünette Yalda, die aus einer Familie pakistanischer Einwanderer stammte, aber selbst in Ipswich geboren und aufgewachsen war, gingen zu dem großen Mann in seiner Ecknische hinüber.

Obwohl er weder verärgert noch abweisend aussah, zeigte seine Körpersprache keinerlei Anzeichen von Zugänglichkeit.

Im weiteren Verlauf des Abends betrachteten die beiden jungen Damen das Ganze zunehmend als eine Art Herausforderung. Sie kicherten wie Teenager, als sie sich gegenseitig dazu bringen wollten, doch noch den ersten Schritt zu wagen. Um sich Mut anzutrinken, bestellte Emily schließlich eine Miniflasche Jägermeister und stürzte sie in einem Zug hinunter. Sie wartete ein paar Sekunden, bis die plötzliche Alkoholzufuhr ihre Wirkung zeigte. Dann stand sie auf und machte sich auf den Weg.

Jack Ryan jr. sah den Rotschopf auf sich zukommen. *Scheiße*, murmelte er in sich hinein. *Ich bin nicht in der Stimmung.*

Er starrte wieder einmal in sein vor ihm stehendes Bierglas. Er versuchte, sie durch pure Willenskraft zu entmutigen, bevor sie noch seinen Tisch erreicht hatte.

»Hallo.«

Jack war über seine mangelnde psychische Suggestionskraft zutiefst enttäuscht.

»Ich dachte, ich komm mal herüber und schau, wie es Ihnen geht«, sprach sie ihn an. »Lust auf einen neuen Drink? Oder wie wär's mit einer neuen, helleren Glühbirne?«

Jack schaute zu ihr hoch, versuchte jedoch, jeden direkten Augenkontakt zu vermeiden. Er zwang sich ein leichtes Lächeln ab und tat sein Bestes, um höflich zu wirken, ohne übermäßig freundlich zu erscheinen. »Wie geht es Ihnen heute Abend?«

Emily bekam große Augen. »Sie sind Amerikaner? Ich wusste doch, dass ich Sie hier noch nie gesehen habe. Meine Freundin und ich haben versucht, Ihren Hintergrund zu erraten.«

Jack starrte wieder in sein Bier. Er wusste, dass er sich eigentlich geschmeichelt fühlen sollte, aber das war ganz und gar nicht der Fall. »Da gibt es nicht viel zu erzählen. Ich arbeite ein paar Monate in der City.«

Sie streckte ihm ihre Hand hin. »Emily. Freut mich, Sie kennenzulernen.«

Jack blickte ihr einen kurzen Moment in die Augen und stellte fest, dass sie bereits ein bisschen angetrunken war.

Er schüttelte ihre Hand. »Ich bin John.«

Emily strich sich ihre langen Haare hinter die Schulter. »Ich liebe Amerika. Letztes Jahr war ich mit meinem Ex drüben. Kein Exmann, nur ein Typ, mit dem ich eine Zeit lang liiert war, bevor ich merkte, was für ein narzisstischer Sack er war. Ein richtiger Bastard. Na ja, immerhin hat er mir diesen Urlaub bezahlt, also war er doch für etwas gut.«

»Schön zu hören.«

»Aus welchem Bundesstaat stammen Sie?«

»Maryland«, erwiderte er.

Sie schaute ihm beim Reden tief in die Augen. Jack merkte sofort, dass er ihr irgendwie bekannt vorkam, was sie ziemlich verwirrte. Als sie sich erholt hatte, sagte sie: »Das liegt an der Ostküste, oder? In der Nähe von Washington. Wir waren nicht an der Ostküste. Ich und mein Ex haben die Westküste bereist. San Francisco hat mir ziemlich gut gefallen, aber der Verkehr in L. A. war absolut schrecklich. Ich konnte mich nie richtig daran gewöhnen, auf der rechten Seite der Straße zu ...«

Emilys Augen weiteten sich plötzlich, und sie brach mitten im Satz ab.

Scheiße, dachte Jack. *Ist es mal wieder so weit.*

»O ... mein ... Gott.«

»Ich bitte Sie«, sagte er leise.

»Sie sind Junior Jack Ryan!«

Soweit sich Jack erinnern konnte, hatte ihn noch nie jemand so genannt. Vielleicht hatte sie sich auch einfach nur verhaspelt. »Das trifft zu, ich bin Junior Jack«, bestätigte er.

»Ich glaub's nicht!« Dieses Mal sprach sie lauter, ja sie schrie beinahe. Sie wollte zu ihrer Freundin auf der anderen Seite des Raumes zurückkehren, aber Jack hielt sie sanft am Unterarm fest.

»Emily. Bitte. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie daraus keine große Sache machen würden.«

Der Rotschopf ließ die Augen blitzschnell durch den ganzen Raum wandern und blickte dann zu Yalda hinüber, die sie die ganze Zeit beobachtet hatte. Dann wandte sie sich wieder Jack zu und sagte mit einem verschwörerischen Nicken: »Richtig. Ich verstehe. Kein Problem. Ihr Geheimnis ist bei mir sicher.«

»Danke.« *Ich bin einfach nicht in der Stimmung*, sagte sich Jack. Trotzdem lächelte er sie an.

Emily ließ sich auf dem Stuhl auf der anderen Seite seines Tisches nieder.

Verdammt.

Sie unterhielten sich ein paar Minuten. Sie feuerte in schneller Folge ein Dutzend Fragen auf ihn ab. Sie wollte etwas über sein Leben wissen, was er in London machte und warum er sich hier ganz allein ohne Leibwächter aufhielt. Er gab auf alles möglichst kurze Antworten. Auch diesmal war er keinesfalls unhöflich. Er versuchte nur, ihr auf möglichst nette Weise sein mangelndes Interesse an ihr zu vermitteln.

Bezeichnenderweise hatte Emily ihre Freundin nicht herübergeben. Jack bemerkte jedoch, dass inzwischen zwei Männer die allein sitzende olivhäutige Schönheit angesprochen hatten und jetzt ein reges Gespräch mit ihr führten.

Gerade als er seine Aufmerksamkeit wieder Emily zu-

wandte, fragte diese: »Jack ... Würden Sie es für etwas aufdringlich halten, wenn ich Sie frage, ob Sie nicht mit mir irgendwo anders hingehen wollen, wo wir uns einfacher unterhalten könnten?«

Jack unterdrückte ein Seufzen. »Möchten Sie eine ehrliche Antwort haben?«

»Sicher.«

»Also gut. Das würde ich tatsächlich.«

Der jungen Frau verschlug es regelrecht den Atem. Sie wusste nicht, wie sie auf diese offene Abfuhr des Amerikaners reagieren sollte.

Bevor sie noch etwas sagen konnte, schob Jack nach: »Es tut mir leid. So habe ich das nicht gemeint. Ich muss nur morgen sehr früh raus und habe einen furchtbar harten Tag vor mir.«

Emily meinte, sie könne das gut verstehen, er solle nur noch etwas warten, weil sie ihm etwas geben wolle. Sie eilte zu ihrem eigenen Tisch hinüber, griff sich ihre Handtasche und kam zurück. Sie kramte einen Kugelschreiber und eine Visitenkarte heraus und begann, eine Telefonnummer daraufzuschreiben.

Ryan nahm noch einen Schluck von seinem Bier, während er sie beobachtete.

»Ich hoffe, Sie rufen mich mal an, wenn Sie gerade nicht so beschäftigt sind. Ich würde Ihnen gern die Stadt zeigen. Ich bin hier geboren und aufgewachsen, ich wäre ein guter Stadtführer.«

»Da bin ich mir sicher.«

Sie überreichte Jack ihre Karte auf eine übertriebene, fast theatralische Weise. Er wusste, dass sie damit gegenüber ihrer Freundin angeben wollte, die jetzt wieder allein dasaß und sie beobachtete. Er tat ihr den Gefallen, dieses Spielchen mitzuspielen, und konnte sich sogar ein gezwungenes Lächeln abringen. Immerhin hatte sie auf ihn Rücksicht genommen und nicht dem gesamten

Pub verkündet, dass hier der Sohn des Präsidenten der Vereinigten Staaten saß.

»Es war nett, Sie kennenzulernen, Jack.«

»Ganz meinerseits.«

Emily begab sich zögerlich zu ihrem Tisch zurück, während sich Jack wieder seinem Bierglas widmete. Er steckte ihre Visitenkarte in seine innere Jacketttasche. Daheim in seiner Wohnung würde er sie in eine Porzellan-schüssel werfen, in der bereits ein Dutzend andere Karten, Papierservietten und von einem Umschlag abgerissene Papierfetzen lagen, auf denen die Telefonnummern von Frauen standen, die er in seinen bisherigen zwei Wochen in Großbritannien unter ähnlichen Umständen kennengelernt hatte.

Während er sein Bier austrank, vermied es Jack, zu Emilys Tisch hinüberzublicken. Einige Sekunden später rief die Freundin des Rotschopfs in einer Lautstärke, dass es das gesamte Lokal hören konnte: »Nie im Leben!«

Jack holte sein Portemonnaie aus der Tasche, um seine Zeche zu begleichen.

Zwei Minuten später stand er draußen auf dem Bürgersteig vor dem Lokal. Er ging zur U-Bahn-Station Bank hinüber und hatte wieder einmal das Gefühl, beobachtet zu werden. Das waren bestimmt nur die Nerven. Er hatte keinerlei Anlass zu der Vermutung, dass er tatsächlich beschattet wurde. Jedes Mal wenn ihn jemand erkannte, der ihm selbst unbekannt war, wuchs jedoch seine Besorgnis, dass er trotz aller Vorsicht ständig diejenigen in Gefahr brachte, die ihm am nächsten standen und für die er sich verantwortlich fühlte.

Als er in London angekommen war, hatte er gedacht, sich unerkannt unter die Millionen Einwohner dieser Metropole mischen zu können. Aber bereits in seinen ersten beiden Wochen hier hatten ihm wenigstens ein halbes Dutzend Menschen in Pubs, U-Bahn-Stationen oder in der Schlange vor einer Fish-and-Chips-Bude gezeigt, dass sie ganz genau wussten, wer er war.

Jack Ryan jr. war genauso groß wie sein weltberühmter Vater, und er besaß das gleiche markante Kinn und die gleichen durchdringenden blauen Augen. In seiner Jugend war er immer wieder im amerikanischen Fernsehen zu sehen gewesen. In den letzten paar Jahren hatte er allerdings alles unternommen, um dem Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit so weit wie möglich zu entgehen. Doch er glich seinem berühmten Vater einfach so sehr, dass er ständig damit rechnen musste, dass sein Inkognito aufge-

deckt wurde. Vor einigen Monaten, als er noch für den Campus gearbeitet hatte, hatte er erfahren, dass der chinesische Geheimdienst wusste, wer er war und womit er tatsächlich sein Geld verdiente. Dies konnte nicht nur Ryan und seine Freunde und Kollegen, sondern möglicherweise auch die Präsidentschaft und Regierungsmannschaft seines Vaters gefährden.

Bisher waren die Chinesen jedoch kein Problem gewesen. Jack hoffte, dass die Luftangriffe seines Vaters auf China alle Personen ausgeschaltet hatten, die dort von seiner Geheimdiensttätigkeit wussten. Tatsächlich hegte er jedoch eher die Vermutung, dass ihn die neue Führung in Peking deshalb in Ruhe ließ, weil sie ihr Verhältnis zu den Vereinigten Staaten kitten wollte. Dass sie dafür rein ökonomische Gründe hatte und keinerlei persönliche Sympathien für ihn hegte, war ihm ziemlich egal. Für ihn war nur die Tatsache wichtig, dass die Chinesen – zumindest im Moment – keine Schwierigkeiten machten.

Jack war sich bewusst, dass das Gefühl von Misstrauen und Unbehagen, das ihn in letzter Zeit immer wieder überkam, viel mit dem Ende seiner Beziehung zu Melanie Kraft zu tun hatte, mit der er ein ganzes Jahr liiert gewesen war. Er hatte hier in England bereits mehrere Frauen kennengelernt. Die weiblichen Singles schienen hier nicht dasselbe Schüchternheitsgen zu besitzen wie die jungen Frauen in den Vereinigten Staaten. Mit einigen war er sogar schon ausgegangen. Trotzdem hatte er die gescheiterte Affäre mit Melanie noch nicht ganz überwunden, sodass etwas wirklich Ernstes für ihn im Moment nicht infrage kam.

Manchmal fragte er sich, ob ihn eine Reihe von unverbindlichen One-Night-Stands nicht aus seiner gegenwärtigen düsteren Stimmung reißen würde. Als sich ihm jedoch die Gelegenheit dazu bot, merkte er, dass er dafür nicht der Typ war. Seine Eltern hatten ihn dazu viel zu gut

erzogen, vermutete er. Wenn er sich vorstellte, dass irgendein Arschloch eine seiner Schwestern wie ein Wegwerfprodukt behandeln würde, stieg die Wut in ihm hoch.

Er musste sich der Tatsache stellen, dass er zwar keinerlei Schwierigkeiten hatte, auf Angehörige des anderen Geschlechts anziehend zu wirken, gleichzeitig jedoch alles andere als ein Casanova war.

Jack war hauptsächlich deshalb nach England gekommen, um vorerst eine gewisse Distanz zwischen sich und dem Campus zu halten, nachdem die Chinesen dessen Existenz aufgedeckt hatten. Er hatte Direktor Gerry Hendley mitgeteilt, dass er gern ein paar Monate seine Analysefähigkeiten üben und verbessern würde. Nun konnte er dazu nicht gut an die Tür der CIA oder NSA klopfen. Die dazu nötigen Sicherheitsüberprüfungen würde er angesichts seiner geheimen Tätigkeiten der vergangenen Jahre auf keinen Fall überstehen. Gerry fand jedoch eine geeignete Lösung. Er schlug Jack vor, sich eine Zeit lang mit internationalen Wirtschaftsanalysen zu befassen. Wenn er für die richtige Firma arbeitete, bekäme er dort einen tiefen Einblick in die Welt der Regierungskorruption, des organisierten Verbrechens, der Drogenkartelle und des internationalen Terrorismus.

Die Vorstellung gefiel Jack sofort ausnehmend gut.

Gerry bot an, ihm bei der Suche nach einer geeigneten Firma zu helfen, aber Jack wollte dieses Mal seinen eigenen Weg gehen. Er stellte einige Nachforschungen über Wirtschaftsanalyse-Unternehmen an. Dabei erfuhr er, dass eines der größten und besten die englische Firma Castor & Boyle Risk Analytics Ltd. war. Offensichtlich schien C & B seine Finger in praktisch jedem noch so kleinen Bereich der internationalen Finanzwelt zu haben.

Ryan beschloss, sich bei Castor & Boyle zu bewerben. Bereits eine Woche später wurde er nach London zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen, bei dem es um

einen Sechsmonatsvertrag als Spezialist für Wirtschaftsanalyse ging.

Ryan machte bereits bei diesem ersten Treffen mit dem Miteigentümer der Firma, Colin Boyle, deutlich, dass er keinerlei Sonderbehandlung aufgrund seiner Abstammung wolle. Wenn man ihn einstellen sollte, würde er sogar alles unternehmen, um sich möglichst bedeckt zu halten. Außerdem würde er die Firma bitten, seine Privatsphäre zu achten und seine Mitarbeit nicht an die große Glocke zu hängen. Da die Karrieren in der Londoner City in höchstem Maße auf den Seilschaften alter Schulkameraden teurer Privatinternate oder der gegenseitigen Unterstützung der Absolventen von Eliteuniversitäten beruhten, war Boyle so erstaunt wie erfreut darüber, dass ausgerechnet der Sohn des amerikanischen Präsidenten nur ein weiterer hart arbeitender junger Analyst mit einer einfachen Arbeitsbox im Großraumbüro und einem eigenen Computer sein wollte.

Allein wegen dieser lobenswerten Arbeitsethik wollte Boyle den jungen Mann auf der Stelle anheuern, aber der junge Ryan bestand darauf, die üblichen Auswahltests zu absolvieren, die fast einen ganzen Tag dauerten. Dabei musste er seine Fähigkeiten im Finanz- und Rechnungswesen beweisen und einen ausführlichen Persönlichkeitsfragebogen ausfüllen. Zu guter Letzt wurde eingehend überprüft, ob er sich in Politik, Geografie und den wichtigsten gegenwärtigen Ereignissen auskannte. Ryan schnitt überall hervorragend ab und unterzeichnete seinen Einstellungsvertrag. Danach kehrte er nur noch einmal kurz nach Baltimore zurück, um seine Eigentumswohnung für eine längere Abwesenheit dichtzumachen und seine Koffer zu packen.

Zehn Tage später meldete er sich bei Castor & Boyle zum Dienst.

Inzwischen war er zwei Wochen für dieses Unterneh-

men tätig und musste zugeben, dass ihn seine Arbeit dort wirklich faszinierte. Obwohl er hier Finanz- und nicht wie bisher Geheimdienstanalytiker war, betrachtete er diese beiden Arbeitsbereiche schon nach dieser kurzen Zeit nicht als zwei völlig unterschiedliche Disziplinen, sondern als zwei Seiten derselben Medaille.

Castor & Boyle musste sich in einer überraschend erbarmungslosen Branche bewähren, in der man ständig vor neuen Herausforderungen stand. Obwohl Colin Boyle nach außen hin das bekanntere Gesicht des Unternehmens war, das in den einschlägigen Medien regelmäßig dessen Geschäftspolitik darlegte, lag die eigentliche Entscheidungskompetenz bei Hugh Castor. Dieser hatte während des Kalten Kriegs für den britischen Inlandsgeheimdienst MI5 als Agentenführer gearbeitet. Nachdem er den Regierungsdienst verließ, hatte er seine Kenntnisse dazu genutzt, sich höchst erfolgreich auf dem Gebiet der Unternehmenssicherheit und der geschäftlichen Analysen und Informationen zu betätigen.

In der Firma gab es Spezialisten für die Untersuchung und Aufdeckung von Wirtschaftsverbrechen und solche, die die Profitabilität und die Zukunftsaussichten von Firmen und geschäftlichen Projekten analysierten. Ryan war dagegen am Anfang eher ein Generalist mit einem breiteren Betätigungsfeld.

Natürlich gab es dabei einen großen Unterschied zu den Analysearbeiten, die er für den Campus erledigt hatte. Er wühlte sich hier nicht mehr durch streng geheime Geheimdienstakten, um das Bewegungsprofil eines Terroristen aufzudecken, sondern versuchte, sich in den verworrenen Geschäftsverbindungen undurchsichtiger Tarnfirmen zurechtzufinden, um den Klienten von C & B die Informationen zu verschaffen, die es ihnen erlaubten, in der heutigen unübersichtlichen Weltwirtschaft die richtigen Entscheidungen zu treffen.

Wenngleich er keine Spione in Istanbul mehr umbrachte oder Amerikas Feinde in Pakistan ausschaltete, hatte er trotzdem das Gefühl, durch seine Arbeit hier etwas zu bewirken, und wenn er nur den Nettoprofit der Klienten seines Unternehmens steigerte.

Jack hatte die Absicht, erst einmal hier in London hart zu arbeiten, möglichst viel über Finanzverbrechen und die Analyse krimineller Wirtschaftsmachenschaften zu lernen und sich gleichzeitig von Hendley Associates fernzuhalten, um den Campus nicht noch mehr zu enttarnen, als er es bereits getan hatte.

Das waren zumindest seine kurzfristigen Pläne. Was er allerdings auf lange Sicht machen und wohin er gehen würde, war Jack alles andere als klar. Er wollte zum Campus zurückkehren, wenn dieser seine Arbeit wieder aufnahm, aber er hatte keine Ahnung, wann das sein würde.

Sein Vater hatte in Jack juniors Alter bereits seinem Land bei den Marines gedient, geheiratet, promoviert, einen Haufen Geld in der Wirtschaft gemacht, ein Buch geschrieben und ein Kind gezeugt.

Jack war zwar auf alles stolz, was er für den Campus geleistet hatte, aber als Sohn von Präsident Jack Ryan würde er immer in unglaublich große Fußstapfen zu treten haben.

Ryan stieg um 23.50 Uhr am Bahnhof Earl's Court aus der U-Bahn aus und eilte mit den wenigen anderen Fahrgästen, die an diesem kühlen Abend noch unterwegs waren, die Treppe zur Straßenebene hinauf. Draußen hatte es stark zu regnen begonnen. Natürlich hatte Ryan wie so oft seinen Schirm im Büro gelassen. Er griff sich am Ausgang von einem Ständer eine kostenlose Zeitung und bedeckte damit den Kopf, als er die Straße überquerte, um sich auf den Weg in sein Wohnviertel zu machen.

Ryan schlenderte betont unauffällig die regennasse,

menschenleere Straße hinunter. Bevor er in die Hogarth Road einbog, ging er kurz langsamer und schaute über die Schulter nach hinten. Er hatte sich das bei seinen zahlreichen Auslandseinsätzen für den Campus angewöhnt. Heute Abend verzichtete er jedoch ausnahmsweise auf eine ausführliche Beschattungsabwehr-Runde. Dabei hätte er mindestens eine Stunde lang immer wieder die Richtung wechseln und dabei unterschiedliche Verkehrsmittel benutzen müssen. Aber wie immer hielt er ständig Ausschau nach eventuellen Verfolgern.

Jack war vorsichtig genug, seine Alltagsroutine so oft wie möglich zu ändern. Nach Arbeitsschluss suchte er jeden Abend einen anderen Pub auf. Und in der Tat gab es in der City und hier in Kensington eine solche Auswahl, dass er monatelang in dieser Stadt wohnen konnte, ohne zwei Mal in denselben Pub gehen zu müssen.

Auch seinen Heimweg legte er ständig neu fest. Das Straßengewirr in Kensington erlaubte es ihm, sich seiner Wohnung auf den unterschiedlichsten Wegen zu nähern.

Trotz dieser Vorsichtsmaßnahmen wurde Jack das Gefühl einfach nicht los, dass er beschattet wurde. Er hatte dafür zwar keine näheren Anhaltspunkte, und es gab keinerlei Beweise, die seinen Verdacht erhärteten, aber wenn er kurz vor Sonnenaufgang seinen Morgenlauf absolvierte, nach dem Frühstück mit der U-Bahn von Kensington in die City fuhr, mit seinen Kollegen in einem Restaurant in der Nähe ihrer Firma zu Mittag aß oder am Abend allein in seine Wohnung zurückkehrte, hätte er darauf wetten können, dass ihn jemand beobachtete.

Waren es die Chinesen? Waren sie ihm hierher nach London gefolgt? War es vielleicht der britische Geheimdienst, der ihn im Auge behielt? Hatten sie irgendwie von seinen früheren Tätigkeiten Wind bekommen?

Vielleicht war es aber auch der Secret Service, der auf ihn aufpasste und für seine Sicherheit sorgte. Immerhin

war Jack der erste älteste Sohn eines US-Präsidenten, der den Personenschutz durch die Leibwächter des Secret Service abgelehnt hatte. Auch wenn sie deshalb eigentlich nicht den Auftrag hatten, ihn zu beschützen, konnte Jack nicht vollkommen ausschließen, dass sie es trotzdem taten.

Je mehr er jedoch über dieses unbestimmte Gefühl, beschattet zu werden, nachdachte, desto mehr versuchte er sich selbst davon zu überzeugen, dass es sich hierbei nur um eine leichte Form von Verfolgungswahn handelte.

Trotzdem schaute er erneut über die Schulter, als er die Cromwell Road erreichte. Wieder einmal war weit und breit kein Passant zu sehen.

Einige Minuten später bog Jack in die Lexham Gardens ein. Als er auf die Uhr schaute, merkte er, dass es bereits nach Mitternacht war. Er musste also daheim sofort ins Bett gehen, wenn er vor seinem Morgenlauf fünf volle Stunden Schlaf bekommen wollte.

Als er sich an der Eingangstür seines Wohngebäudes noch ein letztes Mal umdrehte, sah er erneut keinen einzigen Menschen.

Es war also offenbar wirklich nur reine Einbildung.

Prima Leistung, Jack. In deinem Alter hat dein Dad ein Mitglied des britischen Königshauses vor einem IRA-Attentäter gerettet und russische Unterseeboote befehligt. Und du kannst nicht einmal im Pub ein Bierchen trinken, ohne unbegründete Angstzustände zu bekommen.

Scheiße, Mann. Reiß dich zusammen!

Seit er dem Campus beigetreten war, hatte er zahlreiche Maßnahmen ergriffen, um möglichst wenig aufzufallen. Als er jetzt die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg, wurde ihm jedoch bewusst, dass er ab jetzt nach völliger Anonymität streben sollte. Er lebte hier ganz allein in der Fremde, insofern war es sowohl möglich als auch notwendig, sein äußeres Erscheinungsbild weitestgehend zu verändern.

Er beschloss, sich einen Kinn- und Schnurrbart wachsen zu lassen, sein Haar ganz kurz zu schneiden und seinen Kleidungsstil zu ändern. Außerdem würde er wieder regelmäßig ein Fitnessstudio besuchen, um sich eine noch muskulösere Statur anzutrainieren.

Natürlich war ihm klar, dass diese Verwandlung eine gewisse Zeit benötigte, aber erst wenn er sie erfolgreich vollendet hätte, könnte er sich endlich etwas entspannen und wieder ein weitgehend normales Leben führen.

ZWEI MONATE SPÄTER

Dino Kadić saß am Steuer seines Ladas und betrachtete die Reihe von Luxusgeländelimousinen, die auf der anderen Seite des Platzes parkten. Ein halbes Dutzend BMWs, Land Cruisers und Mercedes-SUVs warteten dort nebeneinander vor einem der nobelsten Restaurants der Stadt auf ihre Besitzer. Es waren schöne Fahrzeuge, und es war im Glanz seiner Neonlichter ein richtig schönes Restaurant. Kadić war von beidem jedoch überhaupt nicht beeindruckt.

Immerhin würde er die ganze Pracht schon bald in die Luft jagen.

Überall sonst auf der Welt hätte er aus dieser Ansammlung von teuren Gefährten schließen können, dass gerade ein paar bedeutende VIPs in diesem Restaurant ein spätes Essen einnahmen. Aber das hier war Moskau. In dieser Stadt verfügte jeder Mafiaunterführer oder mittelmäßig erfolgreiche Geschäftsmann, der auch nur ein bisschen etwas auf sich hielt, über seine eigene Flotte von sündhaft teuren Fahrzeugen und die dazugehörigen Sicherheitsleute und Leibwächter. Aus diesem Grund waren diese Luxuskarossen und stahläugigen Gorillas, die sie bewachten, auch kein Anzeichen dafür, dass gerade ein besonders wichtiger Gast in diesem Etablissement dinierte. Kadić nahm an, dass es wahrscheinlich nur eine lokale Gangstergröße oder ein korrupter Steuerbeamter war.

Seine Zielperson war dagegen zu Fuß gekommen. Es

handelte sich um einen ausländischen Geschäftsmann, der vielleicht irgendwo anders, aber bestimmt nicht hierzulande bedeutend war. Er stammte nicht aus der Unterwelt, war aber auch kein Politiker. Er war Engländer, ein höchst erfolgreicher Fondsmanager namens Tony Haldane, dessen Spezialität der Handel mit Schwellenländern und Wachstumsmärkten war. Kadić hatte ihn anhand eines Fotos aus der Nähe identifiziert, als Haldane kurz nach neunzehn Uhr allein das Restaurant Wanil betrat. Danach hatte er sich unter eine Baumreihe auf der anderen Straßenseite zurückgezogen. Dort hatte er seinen Lada halb auf dem Gehsteig des Gogolewskij-Boulevards geparkt. Jetzt saß er hinter dessen Steuer und wartete. Dabei hatte er die ganze Zeit die Eingangstür des Restaurants im Blick. In seinem Schoß lag ein Handy. Dieses würde später ein Signal an den Zünder in dem schuhkartongroßen Sprengkörper senden, der unter dem dichten Blätterwerk einer großen Topfpflanze verborgen war, die direkt vor dem Haupteingang des Restaurants stand.

Während Kadić das Lokal aus einer Entfernung von rund hundert Metern beobachtete, standen die Sicherheitsleute und Fahrer um diesen Blumenkübel herum, ohne etwas von der Gefahr zu ahnen. Er bezweifelte, dass einer dieser Typen die Explosion überleben würde. Allerdings war ihm das auch völlig egal.

Er trommelte mit den Fingern aufs Lenkrad, und zwar aus Nervosität und nicht aus Langeweile. Sein Herzschlag beschleunigte sich mit jeder verrinnenden Minute. Obwohl Dino dies schon ziemlich lange machte, verursachte ein solches Attentat jedes Mal wieder einen starken Adrenalinstoß. Dabei kamen mehrere aufregende Momente zusammen: die geistige Herausforderung, die mit Planung, Organisation und Ausführung des Mordanschlags verbunden war, das gespannte Warten auf die Detonation und schließlich der Geruch von Brandbeschleuni-

gern, brennendem Kunststoff und nicht zuletzt verkohltem Fleisch.

Kadić hatte diesen Kick zum ersten Mal vor zwanzig Jahren verspürt, als er als junger kroatischer Freischärler im Balkankrieg kämpfte. Als Kroatien schließlich mit Serbien Frieden schloss, merkte Kadić, dass ihm Krieg und Kampf inzwischen so sehr gefielen, dass er auf keinen Fall damit aufhören wollte. Aus diesem Grund stellte er eine Söldnertruppe auf, die im Auftrag der bosnischen Regierung serbische Armeepatrouillen in Bosnien überfiel. Die CIA fing an, sich für diese Truppe zu interessieren, stattete Kadić und seine Leute mit Waffen und anderem Kriegsggerät aus und brachte ihnen bei, wie sie diese am besten einsetzen konnten.

Der amerikanische Geheimdienst merkte jedoch bald, dass er einen Riesenfehler begangen hatte. Als Kadić' kroatische Freischärlertruppe Gräueltaten an in Bosnien lebenden serbischen Zivilisten verübte, brach die CIA jede Verbindung zu Dino Kadić und seinen Männern ab.

Nach Kriegsende begann sich Kadić als Auftragsmörder zu verdingen. Zuerst war er auf dem Balkan und im Nahen Osten tätig. Nach der Jahrtausendwende zog er nach Russland um, wo er für jede Verbrecherorganisation als Auftragskiller arbeitete, die ihn anzuheuern bereit war.

In den folgenden Jahren verdiente er so gut, dass er sich daheim in Kroatien ein schönes Anwesen kaufen konnte. Dort ließ er sich in einer Art Halbruhestand nieder und lebte hauptsächlich von dem Geld, das er sich im Jahrzehnt davor in Russland erarbeitet hatte. Von Zeit zu Zeit bot man ihm jedoch Aufträge an, die er einfach nicht ablehnen konnte.

Dazu gehörte auch das Attentat auf diesen Haldane. Der Auftraggeber, eine russische Unterweltgröße, hatte ihm eine fürstliche Summe für eine Operation angeboten, die für Kadić seiner eigenen Einschätzung nach ziemlich

ungefährlich war. Allerdings hatte der Russe genau festgelegt, wann und wo der Anschlag stattfinden sollte. Außerdem hatte er Kadić mitgeteilt, dass von dem Ganzen ein »starkes und eindrucksvolles« Signal für alle seine Gegner ausgehen solle.

»*Njet problem*«, hatte Dino dem Mann geantwortet. »Starke und eindrucksvolle« Anschläge waren seine Spezialität.

Jetzt versuchte er, seinen Atem zu kontrollieren und dadurch seine Nerven zu beruhigen.

Er erinnerte sich an einen englischen Satz, den ihm vor langer Zeit die Amerikaner beigebracht hatten, und sagte ihn jetzt laut vor sich hin.

»*Stay frosty.*« Eiskalt bleiben und die Ruhe bewahren!

Es war für ihn inzwischen zu einem Ritual geworden, diesen Spruch in den letzten ruhigen Momenten vor einem Einsatz aufzusagen, da er tatsächlich seine Stimmung verbesserte. Inzwischen hasste er die Amerikaner von ganzem Herzen. Sie hatten ihn fallen gelassen und für unzuverlässig erklärt, aber immerhin: die Ausbildung, die sie ihm hatte angedeihen lassen, konnten sie nicht zurücknehmen.

Jetzt würde er wieder einmal dieses Training zu seinen Gunsten anwenden.

Dino schaute auf die Uhr und lugte dann über den dunklen Platz zum Zielgebiet hinüber. Dabei benutzte er kein Fernglas. Es bestand die Möglichkeit, dass jemand an seinem Auto vorbeiging oder aus dem Fenster einer benachbarten Wohnung schaute und dabei den Mann bemerkte, der in seinem Auto mit dem Fernglas genau den Ort beobachtete, wo schon bald die Bombe explodieren würde. Wenn sie den Ermittlern hinterher sein Fahrzeug beschreiben konnten, würde das Innenministerium sämtliche Aufnahmen der Überwachungskameras aus den letzten Stunden überprüfen und ihn schnell identifizieren.

Das durfte natürlich auf gar keinen Fall passieren. Er wollte mit dieser Operation nicht in Verbindung gebracht werden, deshalb musste er sie aus gebotener Entfernung beobachten. Es gab jedoch auch noch einen anderen Grund, warum Dino in diesem Fall einen größeren Abstand zum Zielgebiet hielt, als es ihm eigentlich recht war. Die Leute, die ihn für diesen Job angeheuert hatten, wollten ja, dass von dem Anschlag eine besondere Botschaft ausgehen sollte. Deshalb hatte er die Bombe so konstruiert, dass sie neben der Zielperson möglichst viele weitere Personen in Stücke reißen würde.

Wenn das eigentliche Anschlagopfer das Lokal verließ, würde er es aus dieser Entfernung nur an der Farbe seines Kamelhaarmantels identifizieren können. Dino war sich jedoch sicher, dass dies kein Problem sein würde.

Er schaute erneut auf die Uhr.

»*Stay frosty*«, murmelte er vor sich hin, bevor er in seine serbokroatische Muttersprache hinüberwechselte: »*Požuriti, prokletniče!*« Beeilt euch, verdammt!

Im Innern des Restaurants Wanil stand ein Kordon von vier Leibwächtern in schwarzen Anzügen vor einem roten Vorhang, der den privaten Bankettbereich vom allgemeinen Gasträum trennte. Obwohl die Stammgäste an dunkel gekleidete Sicherheitsleute überall in ihrer höchst unsicheren Stadt gewöhnt waren, zeigte bereits ein kurzer Blick auf diese Schutztruppe, dass es sich hier um erstklassige Profi-Leibwächter und nicht um die weit häufigeren billigen Mietschläger handelte.

Hinter den bewaffneten Wachen und dem Vorhang stand mitten in einem großen, ansonsten völlig leeren Raum ein einzelner Tisch, an dem gerade zwei Männer mittleren Alters an einem hervorragenden Brandy nippten.

Der eine trug einen grauen Burberry-Flanellanzug. Der Knoten seiner blauen Krawatte war immer noch so fest

und sauber gebunden, wie er es heute Morgen um acht Uhr gewesen war. Sein Englisch wies einen starken russischen Akzent auf. »Moskau war schon immer ein gefährlicher Ort«, sagte er. »In den vergangenen Monaten ist das leider noch viel schlimmer geworden.«

Ihm gegenüber saß der Brite Anthony Haldane, der ebenso gut gekleidet war wie der Russe. Sein blauer Nadelstreifenanzug aus der Bond Street war makellos und frisch gebügelt. An einem Garderobenständer in einer Ecke des Raums hing sein Kamelhaarmantel. Die Bemerkung des Russen schien ihn zu überraschen. Er lächelte und sagte: »Aus dem Mund des russischen Geheimdienstchefs ist das eine beunruhigende Aussage!«

Anstatt sofort zu antworten, nippte Stanislaw Birjukow an seinem *Tschatscha*, einem georgischen Tresterbrand. Nachdem er sich den Mund mit der Ecke seiner Serviette abgewischt hatte, sagte er: »Der SWR ist der russische *Auslands*geheimdienst. In unseren Außenbeziehungen läuft es im Moment relativ gut. Für die Inlandsaufklärung ist dagegen der FSB zuständig. Er ist deshalb auch für die gegenwärtigen katastrophalen Entwicklungen in Russland und seinen Nachbarländern verantwortlich.«

»Sie müssen entschuldigen, dass ich erst einmal keinen Unterschied zwischen dem SWR und dem FSB gemacht habe. Für einen alten Geheimdiensthasen wie mich sind beide noch der KGB«, entgegnete Haldane.

Birjukow lächelte. »Und für einen noch älteren Geheimdiensthasen wären wir dann alle Tschekisten.«

Haldane kicherte. »Das ist wohl so, aber das war sogar noch vor meiner Zeit, alter Junge.«

Birjukow hielt sein Glas gegen das Licht einer Tischkerze und betrachtete die tiefgoldene Farbe des Brandys, bevor er sorgfältig seine nächsten Worte wählte: »Als Ausländer wissen Sie das vielleicht nicht, aber der Autoritätsbereich des FSB umfasst nicht nur Russland, sondern auch

die anderen Mitglieder der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten, auch wenn es sich dabei um souveräne Nationen handelt. Wir bezeichnen diese Nachbarstaaten als ›das nahe Ausland‹.«

Haldane legte den Kopf schief. Er tat so, als ob er das nicht wüsste, und Birjukow tat so, als ob er Haldane in dieser Hinsicht glaubte. Dann fügte der Russe hinzu: »Das Ganze ist ein wenig verwirrend, gebe ich zu.«

»Es ist irgendwie seltsam, dass der russische Inlandsgeheimdienst immer noch in den früheren Sowjetrepubliken tätig ist«, erwiderte Haldane. »Das wirkt fast so, als hätte man diesen Spionen noch nicht mitgeteilt, dass es die Sowjetunion gar nicht mehr gibt.«

Birjukow gab keine Antwort.

Haldane wusste, dass ihn der SWR-Direktor heute Abend aus einem ganz bestimmten Grund eingeladen hatte, aber er hatte ihm diesen bisher noch nicht mitgeteilt. Jede seiner Bemerkungen war jedoch wohlberechnet, das wusste er. Der Engländer versuchte, ihn aus der Deckung zu locken. »Haben Sie nicht auch den Eindruck, dass sie auf Ihrem ureigenen Zuständigkeitsgebiet operieren?«

Birjukow lachte laut auf. »Ich überlasse diese Staaten gern dem FSB. Meine Arbeit in Paris, Tokio und Toronto ist ein Vergnügen im Vergleich zu dem, womit sie sich in Grosny, Almaty und Minsk herumschlagen müssen. Tatsächlich sind das unschöne Tage für unseren Schwestergeheimdienst.«

»Darf ich das so interpretieren, dass Sie mit mir über dieses Thema reden wollten?«

Birjukow beantwortete dies mit einer eigenen Frage: »Wie lange kennen wir uns jetzt schon, Tony?«

»Seit den späten Achtzigerjahren. Sie waren als Kulturattaché in der sowjetischen Botschaft in London stationiert, und ich arbeitete für das britische Außenministerium.«

Birjukow korrigierte ihn sofort: »Ich war beim KGB, und Sie waren beim britischen Geheimdienst.«

Einen Moment lang sah es so aus, als ob Haldane protestieren wollte. Schließlich sagte er jedoch: »Hätte es irgendeinen Sinn, wenn ich das ableugnen würde?«

»Wir waren damals beide noch Kinder, nicht wahr?«, entgegnete der Russe.

»Das waren wir wirklich, alter Freund.«

Birjukow beugte sich leicht über den Tisch. »Ich möchte Sie wirklich nicht in Verlegenheit bringen, mein Freund, aber ich weiß, dass Sie immer noch gewisse Verbindungen zu Ihrer Regierung pflegen.«

»Ich bin ein treuer Untertan Ihrer Majestät, wenn Sie das meinen.«

»Njet. Das habe ich *nicht* gemeint.«

Haldane runzelte die Stirn. »Wirft mir der Direktor des russischen Auslandsgeheimdiensts etwa vor, dass ich in der russischen Hauptstadt als ausländischer Spion tätig bin?«

Birjukow lehnte sich wieder in seinen Stuhl zurück. »Es gibt keinen Grund, die ganze Sache zu dramatisieren. Es ist ganz natürlich, dass Sie noch alte Freunde beim MI6 haben. Hier und da ein kleiner Informationsaustausch zwischen einem gut vernetzten Geschäftsmann wie Ihnen und dem Geheimdienst Ihrer Nation ist doch für beide Seiten nur ein Zeichen klugen Geschäftsgebarens.«

Also *darum* geht es, dachte Haldane mit einer gewissen Erleichterung. Stan wollte Kontakt zum britischen Geheimdienst aufnehmen und dabei seinen alten Freund als Mittelsmann benutzen.

Das ergibt Sinn, dachte Haldane, als er sein Glas leerte. Der russische Geheimdienstchef konnte ja schlecht einfach so in der britischen Botschaft auftauchen, um ein kleines Schwätzchen zu halten.

»Ich habe tatsächlich ein paar Freunde, die beim MI6

eine höhere Stellung einnehmen, aber überschätzen Sie bitte nicht meinen Einfluss. Ich bin schon vor geraumer Zeit aus dem Staatsdienst ausgeschieden. Allerdings kann ich natürlich jede Botschaft weiterleiten, die Sie mir anvertrauen wollen. Dazu wäre es jedoch ganz nützlich, wenn Sie mitteilen würden, worum es sich handelt, damit ich die richtigen Stellen ansprechen kann und das Ganze am Ende nicht noch vergeige.«

Birjukow goss ihnen beiden ein weiteres Glas *Tscha-tscha* ein. »Also gut. Ich werde Ihnen genau sagen, worum es mir geht. Ich bin heute hier, um Ihnen mitzuteilen, um Großbritannien mitzuteilen, dass unser Präsident darüber nachdenkt, unsere beiden Geheimdienste wiederzuvereinigen und eine Dachorganisation über dem Inlands- und Auslandsgeheimdienst einzurichten.« Nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: »Ich halte das für eine äußerst schlechte Idee.«

Der Engländer spuckte vor Überraschung fast seinen Tresterschnaps aus. »Er will den KGB wiederbeleben?«

»Ich glaube kaum, dass der Kreml, selbst der Kreml-Präsident Walerij Wolodins, die Kühnheit besäße, die neue Organisation *Komitet Gosudarstwennoi Besopasnosti* zu nennen, aber die Rolle dieser neuen Behörde wird praktisch die des alten KGB sein, eine Organisation, die für sämtliche Geheimdiensttätigkeiten im In- und Ausland die Verantwortung trägt.«

Haldane murmelte vor sich hin: »Ach du Schande.«

Birjukow nickte düster. »Das Ganze erfüllt keinerlei positiven Zweck.«

Dies hielt Haldane für eine starke Untertreibung.

»Warum machen sie es dann?«

»In letzter Zeit gab es sowohl in der russischen Innenpolitik als auch in den Beziehungen zu den ehemaligen Sowjetrepubliken eine immer schneller werdende ungute Entwicklung. Seit dem misslungenen Angriff auf Estland vor

einigen Monaten wollen Präsident Wolodin und seine Leute die russische Einflussosphäre an allen Fronten ausdehnen. Er versucht, wieder Macht und Kontrolle über die ehemaligen Satellitenstaaten zu gewinnen. Wenn er das nicht mit Panzern schafft, setzt er dazu eben seine Spione ein.«

Haldane war über diese ungunstigen Entwicklungen durchaus auf dem Laufenden, da die Nachrichten voll von ihnen waren. Im vergangenen Jahr waren in Weißrussland, Tschetschenien, Kasachstan und Moldawien stramm pro-russische antiwestliche Regierungen an die Macht gelangt. In allen Fällen hatte man Russland vorgeworfen, durch politischen Druck oder durch seine Geheimdienste den Ausgang der Wahlen in seinem Sinne beeinflusst zu haben. In manchen Fällen sollen die Russen sogar auf die Unterstützung mafiöser Organisationen zurückgegriffen haben.

In einigen anderen Nachbarstaaten herrschten große innere Spannungen, die teilweise von Moskau noch weiter angeheizt wurden. Zwar war die Invasion Estlands misslungen, aber es bestand immer noch die Gefahr eines Angriffs auf die Ukraine. Darüber hinaus herrschten in Georgien inzwischen beinahe bürgerkriegsähnliche Zustände. In Lettland und Litauen hatte der Präsidentschaftswahlkampf erbitterte Formen angenommen, während andere Staaten im russischen Umfeld von Unruhen und großen Protestbewegungen zerrissen wurden.

»Roman Talanow, mein Amtskollege beim FSB, führt diese Angriffsbewegung an«, fuhr Birjukow fort. »Wenn er erst einmal auch die russischen Geheimdienstaktivitäten im Ausland kontrolliert, kann er seinen Einfluss ausdehnen und die Staaten jenseits des ›nahen Auslands‹ destabilisieren. Russland wird höchstwahrscheinlich in den nächsten paar Wochen in der Ukraine einfallen. Zuerst werden sie die Krim annektieren. Wenn der Westen ihnen keinen Widerstand entgegensetzt, werden sie wei-

tere Teile des Landes besetzen und bis zum Dnjepr vorrücken. Wenn sie das erreicht haben, wird Wolodin meiner Meinung nach aus einer Position der Stärke heraus für Russland günstige Bündnisverträge mit anderen Nachbarländern und den ehemaligen Staaten des Warschauer Pakts abschließen. Er glaubt tatsächlich, dass er die ganze Region erneut unter die Oberherrschaft des Kremls bringen kann. Polen, die Tschechische Republik, Ungarn, Bulgarien und Rumänien werden als nächste Dominosteine fallen.«

Birjukow trank einen Schluck, aber Haldanes Mund war inzwischen völlig trocken. Sein Gegenüber kündigte hier zumindest einen neuen Kalten Krieg an, der schließlich sogar zu einem heißen Krieg führen könnte. Der Engländer wusste jedoch aus langer Erfahrung, dass der Russe nicht zu Übertreibungen neigte.

»Wenn Talanow jetzt auch noch die Leitung des SWR übernimmt, was werden sie dann mit Ihnen tun, Stan?«, fragte Haldane.

»Ich Sorge mich um unsere zerbrechliche Demokratie. Ich Sorge mich um die Freiheit des russischen Volkes. Ich Sorge mich, dass sich mein Land militärisch übernimmt und das vielleicht zu einem umfassenden Krieg mit dem Westen führt.« Er zuckte lächelnd die Achseln. »Ich Sorge mich jedoch in keiner Weise um meine eigenen Berufsperspektiven.«

Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Ich werde Ihnen bald weitere Informationen zukommen lassen. Sie und ich haben beide früher schon oft Informanten ausgeschöpft und Quellen erschlossen. Das braucht seine Zeit.«

Haldane lachte überrascht. »Sie wollen *mein* Agent sein?«

Der Direktor des SWR beugte sich über den Tisch. »Ich komme billiger als die meisten. Als einzige Gegenleistung möchte ich darauf vertrauen können, dass der Westen

alles politisch Mögliche unternehmen wird, um den FSB an der Übernahme des russischen Auslandsgeheimdienstes zu hindern. Wenn Sie das in den internationalen Medien veröffentlichen, könnte es vielleicht Talanow und Wolodin dazu bewegen, ihre entsprechenden Planungen noch einmal zu überdenken.«

Haldane ertappte sich dabei, wie er über die Auswirkung dieser Neuigkeiten auf seine eigenen Investitionen in Europa nachdachte. Er war schließlich in erster Linie Geschäftsmann. Er verdrängte jedoch sofort alle geschäftlichen Überlegungen und tat sein Bestes, um an sein ehemaliges Leben als Geheimdienstmann anzuknüpfen.

Dies fiel ihm jedoch ziemlich schwer. Er hatte immerhin den MI6 vor fast zwei Jahrzehnten verlassen. Schließlich streckte er die Hände als Zeichen der Aufgabe in die Luft. »Ich ... ich bin wirklich seit Langem raus aus diesem Spiel, mein Freund. Natürlich kann ich sofort nach London zurückkehren und mit ein paar alten Bekannten sprechen, die ganz bestimmt jemand Geeigneteren als mich finden werden, der Ihre Informationen künftig in den Westen übermittelt.«

»Ich will *Sie*, Tony. Ich werde nur mit Ihnen sprechen.«

Haldane nickte langsam. »Ich verstehe.« Er dachte einen Moment nach. »Ich habe nächste Woche hier ein paar geschäftliche Dinge zu erledigen. Können wir uns dann noch einmal treffen?«

»Ja, aber danach werden wir den Informationsfluss automatisieren müssen.«

»Selbstverständlich. Ich glaube nicht, dass wir beide einen regelmäßigen Rendezvousstermin einrichten sollten.«

Stanislaw lächelte. »Da muss ich Sie gleich warnen. Meine Frau ist genauso gefährlich wie FSB-Direktor Roman Talanow.«

»Das bezweifle ich, alter Junge.«

Der Präsident der Vereinigten Staaten Jack Ryan und seine Frau Cathy standen Seite an Seite vor dem South Portico des Weißen Hauses, auf beiden Seiten von ihren Leibwächtern vom Secret Service flankiert. Es war ein kühler Herbstmorgen. Trotz des strahlend blauen Himmels betrug die Temperatur kaum mehr als fünf Grad Celsius. Als Ryan den schwarzen Ford Expedition beobachtete, der sich auf der Zufahrt näherte, ging ihm plötzlich durch den Kopf, dass dies ein ideales Wetter für ein Foto mit ihm und seinem Gast auf dem Südrasen wäre.

Aber natürlich würden heute keine Aufnahmen gemacht werden. Das Treffen würde nicht einmal im Besucherverzeichnis des Weißen Hauses auftauchen. Auch im Terminplan des Präsidenten, den aus für Ryan unerfindlichen Gründen jedermann im Internet einsehen konnte, wurden Ryans heutige Aktivitäten nur vage beschrieben. Der Eintrag lautete: »Privates Mittagessen im Wohnbereich des Weißen Hauses. 13 Uhr bis 14.30 Uhr.«

Wenn es nach Außenminister Scott Adler gegangen wäre, hätte dieses Treffen niemals stattgefunden.

Aber Ryan war eben Präsident der Vereinigten Staaten und hatte sich trotz aller Einwände nicht davon abbringen lassen. Sein heutiger Besucher war ein alter Freund, der sich gerade in Washington aufhielt. Ryan sah deshalb keinen Grund, warum er nicht mit ihm zu Mittag essen sollte.

Als sie darauf warteten, dass der Expedition zum Stehen kam, beugte sich Cathy Ryan zu ihrem Mann hinüber. »Dieser Typ hat doch einmal eine Pistole auf dich gerichtet, nicht wahr?«

Wo sie recht hatte, hatte sie recht, musste Ryan sofort denken.

Mit einem leichten Lächeln erwiderte er: »Tut mir leid, Schatz. Das ist streng geheim. Aber du kennst doch Sergej. Er ist ein Freund.«

Cathy kniff ihrem Mann leicht in den Arm und meinte in scherzhaftem Ton: »Aber sie haben ihn doch durchsucht, oder?«

»Cathy!«, sagte er mit gespielmtem Tadel und witzelte dann: »Verdammt ... das hoffe ich.«

Ryans Chefleibwächterin Andrea Price-O'Day stand nahe genug, um diesen Wortwechsel mitzuhören. »Wenn es nötig werden sollte, würden Sie sicher selbst mit ihm fertigwerden, Mr. President«, sagte sie schmunzelnd.

Der Expedition blieb direkt vor ihnen stehen, und ein Secret-Service-Agent öffnete die Hintertür.

Sekunden später stieg Sergej Golowko, ein ehemaliger KGB-Offizier und Direktor des russischen Auslandsgeheimdienstes, langsam aus dem Wagen.

»Sergej!«, rief Ryan mit einem warmen Lächeln und streckte ihm die Hand entgegen.

»Mr. President«, erwiderte Golowko und lächelte zurück.

Cathy trat an ihn heran, und er drückte ihr ein Küsschen auf die Wange. Sie hatte Sergej bereits früher persönlich kennengelernt und hielt ihn für einen netten, honorigen Mann, ungeachtet dessen, was vor langer Zeit zwischen ihm und Jack vorgefallen sein mochte.

Auf dem Weg ins Hauptgebäude des Weißen Hauses fiel Ryan auf, dass Sergej seit ihrer letzten Begegnung sichtbar gealtert war. Er bewegte sich langsam und schwerfällig,

und in seinem blauen Anzug hingen seine Schultern schlaff nach vorn.

Für Ryan war das eigentlich auch keine große Überraschung. Statistisch gesehen, lag die Lebenserwartung russischer Männer bei etwa sechzig Jahren, und Sergej war jetzt über siebzig. Darüber hinaus hatte Golowko gerade eine anstrengende zweiwöchige Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten hinter sich gebracht. Der Mann hatte also allen Grund, etwas erschöpft auszusehen.

Sieh der Wahrheit ins Auge, Jack, dachte er. *Wir werden alle nicht jünger.*

Als sie auf dem Weg zur Treppe in den ersten Stock durch den diplomatischen Empfangssaal gingen, legte Jack dem kleineren Russen von hinten die Hand auf die Schulter. »Wie geht es Ihnen, mein Freund?«

»Mir geht's gut«, erwiderte Sergej, ohne sich umzudrehen. Dann fügte er mit einem Schulterzucken hinzu: »Als ich heute Morgen aufgewacht bin, war ich etwas angeschlagen. Gestern Abend habe ich in Lawrence, Kansas, ein ›gegrilltes Bruststück‹ gegessen. Offensichtlich konnte das selbst mein eiserner russischer Magen nicht so leicht verdauen.«

Ryan kicherte und legte den Arm um seinen alten Freund. »Tut mir leid, das zu hören. Wir haben hier eine gute Bereitschaftsärztin. Ich kann sie zu uns hinaufrufen, damit sie Sie noch vor unserem Mittagessen untersucht, wenn Sie das möchten.«

Sergej schüttelte höflich den Kopf. »*Njet.* Ich bin schon in Ordnung. Vielen Dank, Iwan Emmetowitsch.« Er verbesserte sich sofort: »Ich meine Mr. President.«

»Iwan Emmetowitsch gefällt mir, Sergej Nikolajewitsch. Ich empfinde das als eine Ehrbezeugung für meinen Vater.«

Anthony Haldane und Stanislaw Birjukow standen in der Lobby des Restaurants Wanil und plauderten noch ein wenig, während sie ihre Mäntel anzogen. Als sie bereit waren, zu gehen, ordnete der Chefleibwächter des SWR-Direktors über Funk an, Birjukows Land Rover vor der Eingangstür vorzufahren.

Die Männer schüttelten sich die Hand. »Bis nächste Woche, Anthony Arturowitsch.«

»*Do swidanja*, Stan.«

Tony Haldane folgte einem Sicherheitsmann Birjukows ins Freie, der auf der Straße nach dem Rechten sehen wollte, bevor sein Boss das Restaurant verließ. Stanislaw selbst blieb erst einmal, abgeschirmt von drei Leibwächtern, in der Tür stehen und wartete auf das grüne Licht seiner Leibgarde.

Während Haldane sich durch die Geländewagenreihe an den Straßenrand begab, um ein Taxi herbeizuwinken, wurde acht Meter hinter ihm Birjukow aus dem Lokal eskortiert. Er ging gerade zwischen den beiden Pflanzkübeln durch, die rechts und links vom Eingang des Wanil standen, als plötzlich ein Lichtblitz die Szenerie erhellte.

Sekundenbruchteile später gab es einen ohrenbetäubenden Schlag, und eine Druckwelle breitete sich durch die gesamte Umgebung aus.

Die Explosion schleuderte die Sicherheitsleute wie Trümmerstücke auf die Straße, während die gepanzerten Range Rover wie Matchbox-Autos umgerissen wurden, Metallsplinter die Fenster in der Umgebung zerschlugen und noch in hundert Meter Entfernung zufällig vorbeikommende Passanten schwer verletzten. Dutzende Autoalarmanlagen heulten los und übertönten beinahe die lauten Schreie der Verletzten und Sterbenden.

Auf der anderen Seite der Straße setzte sich Dino Kadić wieder aufrecht hinter das Steuer seines Ladas. Zuvor

hatte er sich mit den Knien voraus fast bis zum Bodenblech hinuntergeduckt, um eventuellen Explosionssplittern zu entgehen, als er auf den Sendeknopf seines Handys drückte und dadurch die Detonation auslöste.

Bevor noch das letzte Trümmerstück auf der Erde aufkam, ließ Kadić den Motor an und reihte sich in den schwachen abendlichen Verkehr ein. Er fuhr langsam und ruhig, ohne noch einmal zum Ort der Zerstörung zurückzublicken. Allerdings hatte er sein Seitenfenster ganz leicht geöffnet, um den Rauch riechen zu können, der inzwischen schwer in der Luft hing.

Präsident Jack Ryan und seine Frau Cathy führten ihren Gast in das Familienspeisezimmer im zweiten Stock des Weißen Hauses. Außerdem hatten sie auch noch die Direktorin der Nationalen Nachrichtendienste, Mary Pat Foley, und deren Mann, den früheren CIA-Direktor Ed Foley, zu diesem Essen eingeladen.

Alle Anwesenden konnten sich noch gut an den Kalten Krieg erinnern. Deshalb war es für sie jetzt ein fast unwirkliches Gefühl, mit dem ehemaligen Direktor des russischen Geheimdiensts in der Privatwohnung des US-Präsidenten im Weißen Haus beim Essen zu sitzen. Die Zeiten hatten sich in vielerlei Hinsicht geändert.

Golowko war längst kein linientreuer Angehöriger des russischen Geheimdiensts mehr – tatsächlich war er das genaue Gegenteil. Als Privatmann genoss er es, ein Dorn im Auge des gegenwärtigen Hausherrn im Kreml zu sein. Das US-Außenministerium hatte Präsident Ryan gewarnt, die Russen würden es als Provokation empfinden, wenn sie erfuhren, dass man Golowko ins Weiße Haus zum Essen eingeladen hatte. Jack hatte widerstrebend zumindest teilweise darauf Rücksicht genommen, indem er anordnete, dass das Treffen rein informell bleiben würde und die Öffentlichkeit möglichst nichts davon erfahren sollte.

Sergej Golowko war vor drei Jahren aus dem Geheimdienst ausgeschieden. Bereits kurz darauf war er in die Schlagzeilen der russischen Zeitungen geraten, als er im Gegensatz zu den meisten ehemaligen Geheimdienstchefs nicht in die Politik oder Wirtschaft wechselte. Golowko begnügte sich mit seiner kleinen Rente und übte sogar an den *Silowiki* laute Kritik. So bezeichnete man in Russland die ehemaligen Geheimdienstler und Militärs, die nach ihrer Dienstzeit hochrangige mächtige Spitzenpolitiker wurden. Gerade der Kreml war voll von ihnen. Sie bildeten ein eng geknüpftes Netz und halfen sich gegenseitig, in mächtige Positionen zu gelangen und diese dann auch zu behalten. Dabei griffen sie auf die Führungsstrategien zurück, die sie sich in den Sicherheitsdiensten angeeignet hatten, um künftig jeden Aspekt des öffentlichen und privaten Lebens zu beherrschen.

Der neue Kremlchef, der sechzigjährige Walerij Wolodin, war selbst ein solcher *Silowik*. Er hatte jahrelang für den FSB und davor als junger Offizier für den KGB gearbeitet. Tatsächlich waren die meisten gegenwärtigen Mitglieder der Exekutiv- und Legislativorgane ehemalige Angehörige des Inlandsgeheimdiensts FSB, des Auslandsgeheimdiensts SWR oder des Militärgeheimdiensts GRU.

Als Golowko Politik und Praktiken der Wolodin-Regierung öffentlich immer heftiger kritisierte, gefiel das dem russischen Präsidenten natürlich ganz und gar nicht. Vor allem stieß er sich an Golowkos Vorwurf, das neue Regime würde die demokratischen Institutionen immer weiter zurückdrängen. Als lautstarker Gegner der *Silowiki* wusste der frühere SWR-Direktor natürlich, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis er um seine eigene Sicherheit fürchten musste. Ehemalige Kollegen, die immer noch in seinem alten Dienst tätig waren, legten ihm nahe, Russland zu verlassen und vorerst nicht in sein Heimatland zurückzukehren.

Schweren Herzens ging er kurz darauf tatsächlich nach London ins Exil. Dort hatte er im letzten Jahr in recht bescheidenen Verhältnissen gelebt, dabei aber niemals aufgehört, Wolodin und sein Kabinett zu kritisieren. Seine Vortragsreisen führten ihn in die ganze Welt. Fast jede Woche gab er in irgendeinem Land ein Fernsehinterview oder nahm an einer Talkrunde teil, die im örtlichen Fernsehen übertragen wurde.

Ryan schaute jetzt über den Tisch zu Golowko hinüber. Er fragte sich, wie jemand, der so schwach und hilflos aussah, einen Terminplan einhalten konnte, der fast so vollgestopft und anstrengend war wie sein eigener.

Golowko bemerkte seinen Blick und lächelte Ryan an. »Iwan Emmetowitsch, wie geht es eigentlich Ihren Kindern?«

»Alles in Ordnung. Katie und Kyle gehen hier in Washington zur Schule. Sally studiert auf der Johns-Hopkins-Universität und absolviert gerade ihre Assistenzzeit im Krankenhaus.«

»Drei Doktoren in der Familie. Sehr beeindruckend«, sagte Sergej und prostete den beiden Ryans mit seinem Weinglas zu.

Jack kicherte. »Drei Doktoren, aber nur zwei Ärzte. Als Doktor der Geschichte musste ich erkennen, dass mein Spezialgebiet in einem Haus voller Kinder nicht so nützlich ist wie das eines Doktors der Medizin.«

»Und was macht Junior im Moment?«

»Tatsächlich hält sich Junior gerade in Ihrer Ecke der Welt auf. Er ist vor gerade einmal zwei Monaten nach London gezogen.«

»Wirklich?«, sagte Golowko leicht überrascht. »Und was macht er dort?«

»Er arbeitet als Wirtschaftsanalyst für ein Privatunternehmen. Er befasst sich den ganzen Tag mit Firmenübernahmen und internationalen Finanztransaktionen.«

»Ah, er arbeitet also in der City.«

»Ja, aber er wohnt in Earl's Court.«

Sergej lächelte. »Er hat den klaren Verstand seines Vaters. Er hätte zum Geheimdienst gehen sollen.«

Der Präsident kaute auf einem Salatblatt herum, damit er nicht darauf antworten musste.

Jetzt mischte sich Cathy Ryan ein. »Ein Geheimagent in der Familie ist genug, finden Sie nicht?«

Sergej hob erneut sein Glas. »Natürlich. Es ist ein schwerer Beruf. Auch für die Familie. Es ist bestimmt ein großer Trost für Sie, dass Jack einen sicheren und ungefährlichen Beruf hat.«

Cathy nippte an ihrem Eistee. »Da haben Sie recht.«

Jack hielt das Pokerface seiner Frau für weit besser als sein eigenes.

»Ich würde ihn gern einmal treffen«, fügte Sergej hinzu. »Ich wohne nicht weit von Earl's Court entfernt in Notting Hill. Vielleicht findet der junge Iwan Iwanowitsch einmal die Zeit, mit mir zu Abend zu essen.«

»Ich bin sicher, dass ihm dies gefallen würde«, erwiderte Ryan.

»Keine Angst. Ich werde ihm nicht zu viele alte Kriegsgeschichten erzählen.«

»Mein Sohn würde Ihnen sowieso nicht glauben.«

Alle im Raum brachen in lautes Gelächter aus. Von den Anwesenden kannten nur Ed und Mary Pat die vollständige Geschichte, die die beiden Männer verband. Cathy konnte sich dagegen kaum vorstellen, dass dieser alte, gebrechliche Russe jemals eine Bedrohung für ihren Mann dargestellt haben könnte.

Ed und Mary Pat begannen jetzt, über ihre Zeit in Moskau in den Achtzigerjahren zu reden. Sie drückten dabei ihre Liebe für dieses Land, seine Bewohner und deren Sitten und Gebräuche aus.

Während des ganzen Essens schaute Ryan immer wie-

der zu Sergej hinüber. Er nahm an, dass sein alter Freund wohl lieber einen Wodka als diesen Eistee getrunken hätte und dem Schweinefilet wahrscheinlich einen schönen Borschtsch vorgezogen hätte. Obwohl er mit seiner Gabel ständig auf seinem Teller herumstocherte, glaubte Jack nicht, dass er auch nur einen einzigen Bissen gegessen hatte.

Als Cathy sich bei Sergej nach seiner Vortragstour erkundigte, schien er dagegen richtiggehend aufzuleben. Er war in den vergangenen beiden Wochen in fast einem Dutzend Städten überall in den Vereinigten Staaten gewesen und hatte jetzt über jede von ihnen etwas Nettes zu sagen. Er hatte meist in Universitäten über die seiner Meinung nach korrupte Regierung Walerij Wolodins gesprochen. Außerdem arbeitete er gerade an einem Buch, in dem er dieses Thema noch weiter vertiefte.

Ed Foley pflichtete ihm bei: »Sergej, Walerij Wolodin ist jetzt gerade einmal ein Jahr im Amt. Erst gestern hat er ein neues Dekret unterzeichnet, das es ihm erlaubt, die Gouverneure aller dreiundachtzig Regionen Russlands persönlich auszuwählen. Für einen alten Fahrersmann wie mich sieht es so aus, als ob er die Demokratie in seinem Land immer weiter abbauen möchte.«

»Aus Wolodins Blickwinkel ist diese Maßnahme ausgesprochen sinnvoll«, erwiderte Golowko.

»In welcher Hinsicht?«

»Am Ende dieses Jahres finden im ganzen Land Regionalwahlen statt. Dabei bestand immer die Möglichkeit, so klein sie auch sein mochte, dass die Bevölkerung jemand wählen würde, dessen Loyalität zur Zentralregierung fraglich war. Es ist jedoch Wolodins Ziel, alles von Moskau aus zu kontrollieren. Wenn er jetzt in allen dreiundachtzig Regionen seine eigenen Leute an die Schaltstellen setzt, kann er das viel leichter erreichen.«

»Und wie wird die russische Demokratie am Ende von

Wolodins erster Amtszeit Ihrer Meinung nach aussehen?«, fragte Mary Pat.

Golowko nahm einen tiefen Schluck Eistee, bevor er antwortete. »Präsident Wolodin versucht seine eiserne Faust wegzuerklären, indem er Russland als ›*gelenkte Demokratie*‹ bezeichnet. Damit bezieht er sich auf die Tatsache, dass er die meisten Medien kontrolliert, die Gouverneure persönlich auswählt und alle Geschäftsleute ins Gefängnis wirft, die nicht bei jeder geschäftlichen Entscheidung die Interessen des Kremls berücksichtigen.« Golowko schüttelte angewidert den Kopf. Ryan sah durch sein schütteres weißes Haar eine dünne Schweißschicht auf der Kopfhaut schimmern. »Eine *gelenkte Demokratie*. Russlands gelenkte Demokratie ist im Rest der Welt unter einem anderen Namen bekannt. Man nennt so etwas dort Diktatur.«

Alle am Tisch nickten zustimmend.

»Dabei geht es bei dem, was gegenwärtig in Russland passiert, gar nicht so sehr um eine bestimmte Regierungsform. Es geht vielmehr um Wirtschaftsverbrechen. Wolodin und seine Kumpane besitzen Aktien des Erdgaskonzerns Gazprom und des Ölkonzerns Rosneft im Wert von Milliarden Dollar. Dazu kommen noch Minderheits- und Mehrheitsanteile an Banken, Reedereien und Holzkonzernen. Sie berauben ihr Land seines Reichtums und seiner natürlichen Ressourcen und benutzen dazu die traditionelle Macht des Kremls. Wenn Wolodin und seine *Silowiki* noch drei weitere Jahre an der Macht bleiben, wird die russische Demokratie nur noch eine ferne Erinnerung sein. Das ist leider keine Übertreibung. Die Zentralmacht ist wie ein Schneeball, der auf seinem Weg bergab immer größer und schneller wird. In ein paar Jahren wird ihn niemand mehr stoppen können.«

»Warum unternimmt das Volk nichts dagegen?«, fragte Cathy.

